

Isabelle Backouche, Sarah Gensburger, Eric Le Bourhis, Appartements témoins. La spoliation des locataires juifs à Paris, 1940–1946, Paris (La Découverte) 2025, 448 p., ISBN 978-2-348-08652-6, EUR 24,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Anna-Jo Weier, Berlin

Was passierte mit den Mietwohnungen der als jüdisch verfolgten Pariserinnen und Pariser, die mit Beginn der deutschen Besatzung flohen, in die Klandestinität gingen oder verhaftet und deportiert wurden? Dieser Frage geht die Publikation *Appartements témoins* nach und trägt durch den Blick auf das Mietrecht zu einer relevanten Vertiefung der Kenntnisse um Raub und Entzug während der deutschen Besatzung bei. Durch bisher unberücksichtigte Primärquellen und ein interdisziplinäres Verbinden verschiedener Forschungsbereiche zeichnen Isabelle Backouche, Sarah Gensburger und Eric Le Bourhis nach, wie sich eine Umverteilung von Wohnraum ergab, die nach Ende der Besatzung durch französische Verordnungen sogar rechtlich zementiert wurden – daher die gewählte Zeitspanne vom Beginn der Besatzung bis einschließlich 1946.

»Se sentir chez soi sans être propriétaire« (7), dieses Recht steht im Mittelpunkt dieser Publikation, die sich in die bestehende Forschung zum Entzug von Wohnungseinrichtungen und zum Konzept von Nachbarschaft einbettet (Shannon Lee Fogg, Margaux Dumas). Die grob chronologisch geordneten 26 Kapitel sind jeweils spezifischen Vorgängen gewidmet. Die Pariser Wohnungspolitik seit der Zwischenkriegszeit mit seinem auch für Jüdinnen und Juden nie aufgehobenen Mieterschutz wird ebenso nachgezeichnet wie die antisemitischen Ausgrenzungsmechanismen und das Zusammenwirken deutscher und französischer Behörden in der Wohnungspolitik ab Sommer 1940. Die verlassenen Wohnungen jüdischer Pariser:innen gerieten mit Beginn der Besatzung zunehmend ins Visier deutscher Dienststellen, französischer Kollaborateure, aber auch ihrer Nachbarschaft, von Hausverwaltern und Besitzer:innen.

Deutlich wird, durch welche Akteure und Motivationen dieser Entzug erfolgen konnte, obwohl kein Gesetzestext das Vorgehen legitimierte. Die Zusammenarbeit der Préfecture de la Seine, des Commissariat général aux questions juives (CGQJ) und der Dienststelle Westen des Reichsministeriums für die besetzten Ostgebiete wird ebenso nachgezeichnet wie eine Institutionengeschichte des seit Sommer 1943 für die Verteilung dieses Wohnraums zuständigen Service préfectoral du Logement in der 2 rue Pernelle (4e).



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Eine Verschärfung und Beschleunigung erfolgte mit der *rafle du Vél' d'Hiv'* am 16. und 17. Juli 1942. Entgegen dem noch immer verbreiteten Narrativ, diese Verhaftungen seien in der Pariser Bevölkerung auf Ablehnung gestoßen, zeigen die Quellen, dass sich in der Folge viele an das CGQJ wandten, um Zugriff auf die Wohnungen der Verhafteten zu erhalten. Die nun als freistehend definierten Wohnungen wurden zunächst den Ausgebombten der Stadt zugeteilt und kompensierten so, propagandistisch begleitet, den kriegsbedingten Bedarf an Wohnraum. Durch diese erstmalige, detaillierte Untersuchung des für diese Neuverteilung zuständigen Service préfectoral du Logement wird der Blick darauf gelenkt, welche vielfältigen Personengruppen – auch durch Klientelismus – von diesen Wohnungen profitierten.

Jedes Kapitel öffnet mit einem Fallbeispiel, einer konkreten Adresse und einem Namen, was die Erzählung nicht nur in der Realität von Individuen und der Stadt Paris verankert. Die Summe dieser Fälle dient auch der Dekonstruktion, »que l'occupation de leur logement n'était que le fruit d'actes isolés« (9).

Außerdem ist das Konzept des »antisémitisme en acte« (293) zentral. Zwar wird der teils radikale Antisemitismus der Pariser Bevölkerung durch zahlreiche Zitate klar benannt, dennoch erlauben die Quellen nicht in jedem Fall, die individuellen ideologischen Motivationen zu bestimmen. Doch das ist nicht ausschlaggebend für den Untersuchungsgegenstand: Zahlreiche Personen partizipierten bereitwillig durch Denunziation oder Einfordern einer Wohnungszuteilung an diesem Entzug. All dem lag die gewaltvolle Annahme zugrunde, »que les juifs ne reviendront pas« (166).

Die Widerstandsversuche und die Wut der als jüdisch verfolgten Pariser:innen, die in vielen Fällen sogar aus der Flucht heraus weiterhin für ihre Mietzahlungen Sorge trugen, werden von den Autor:innen sichtbar gemacht (Kapitel 20, 23 und 25). Doch alle Anstrengungen waren vergeblich: Drei Verordnungen und Gesetze der französischen Übergangsregierung im Herbst 1944, im Jahr 1945 und im Mai 1946 erschwerten den zurückgekehrten Jüdinnen und Juden zunächst die Rückforderung ihres Wohnraums und machten sie dann rechtlich unmöglich. Das während des Krieges begonnene Ausspielen verschiedener Gruppen gegeneinander setzte sich nach der Libération fort und blanker Antisemitismus trat zu Tage: die von Wohnungsnot und Bombardierungen geplagte Stadtbevölkerung gegen die erst als jüdisch verfolgten und nun als Fremde markierten Überlebenden der Shoah.

Die Autor:innen fordern zu Recht ein, dass der historische Blick auf die vielfältigen Verfolgungsmechanismen der Shoah erweitert werden muss, und kritisieren, wie sehr auch Historiker:innen bis dato den Entzug des Mietrechts vernachlässigt haben. Die Entscheidung gegen Fußnoten und Verweise auf Sekundärliteratur – bis auf wenige Ausnahmen – zugunsten der Lesbarkeit schwächt jedoch stellenweise diese Argumentation. Beispielsweise waren dem Entzug der Wohnungen Georges Mandels und Paul



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Rosenbergs (43–48) durch den faschistischen Mouvement social révolutionnaire beziehungsweise die deutsche Propagandastaffel im Frühjahr 1941 bereits mehrere Beschlagnahmungen ihres beweglichen Eigentums vorausgegangen, erstmals im Sommer 1940 durch die Deutsche Botschaft. Das Benennen dieser Mehrfachentzüge durch Quellenverweise hätte die Position der notwendigen, interdisziplinären Betrachtung der Entzugsdynamiken während der Besatzung gestärkt.

Eine tiefergehende Erläuterung wertvoller Konzepte weicht häufig der Darstellung von Einzelfällen und detaillierten Zitaten. Insbesondere im Spiel mit dem französischen Titel *Appartements témoins* wird das deutlich: Die angeschnittene Mehrdeutigkeit – Musterwohnungen oder Wohnungen als Zeuginnen –, die Ankündigung, dass »cet ouvrage prend les appartements à témoins« (28), und der Epilogtitel »Ce que visiter les appartements nous a appris« (381) bleiben leider metaphorisch. Eine Ausformulierung des Bezugs auf ein Konzept von Zeug:innenschaft wäre wünschenswert gewesen.

Dennoch gelingt es Bakouche, Gensburger und Le Bourhis sehr überzeugend, durch eine mikrohistorische Betrachtung einzelner Häuser, Straßen und Viertel eine makrohistorische Analyse einer kollaborierenden Stadt unter nationalsozialistischer Besatzung zu schreiben. Die Publikation ist in ihrer Strukturierung und sprachlichen Zugänglichkeit an ein breites Publikum gerichtet. Das spiegelt den Inhalt wider, da diese Entzugsgeschichte(n) schließlich auch die Breite der historischen wie gegenwärtigen Gesellschaft betrifft. Durch das enge Arbeiten an den Primärquellen wird en passant die Funktionsweise der Forschung erläutert. Nicht zuletzt dadurch ist die Publikation wissenschaftlich wertvoll und ermutigt dazu, die eigenen Forschungsergebnisse in zugänglicher Weise zu vermitteln.

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:

[10.11588/frrec.2026.2.116023](https://doi.org/10.11588/frrec.2026.2.116023)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Stéphanie Boissard, Matthias Gemählich, Brigitte Sion (éd.), Nuremberg. L'album du procès, Paris, Izieu (Éditions Tallandier, Maison d'Izieu) 2025, 192 p., nombr ill., ISBN 979-10-210-6273-3, EUR 29,90.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Kim Christian Priemel, Oslo

Dass der erste Nürnberger Prozess ein massives Medienereignis war, ist wohlbekannt. Von den alliierten, insbesondere den US-amerikanischen Planern wurde das Internationale Militärtribunal (IMT) sorgsam so konzipiert, dass die Berichterstattung in Wort und Bild in präzedenzlosem Ausmaß erfolgen konnte. Der von Architekt Dan Kiley verantwortete Umbau von Sitzungssaal 600 im Nürnberger Justizpalast sah nicht nur eine eigene Zuschauertribüne, sondern auch Plätze für Kameraleute vor; Arbeits- und Übertragungsräume hinter den Kulissen halfen den Korrespondenten, ihre Berichte zeitnah an Zeitungen und Rundfunkstationen rund um die Welt zu übermitteln.

Die Reihen der Journalist:innen und Reporter:innen waren dicht bestückt mit namhaften Literatinnen und Literaten, darunter Ilya Ehrenburg, Martha Gellhorn, Ernest Hemingway, Erika Mann, Victoria Ocampo und Xiao Qian. Auch unter den nach Nürnberg entsandten Fotoreportern fanden sich bekannte Namen, etwa der durch das ikonische Reichstagsbild mit sowjetischer Fahne berühmt gewordene Jewgeni Chaldei, sein tschechischer Kollege Karel Hájek (der 1948 die kommunistische Machtübernahme dokumentieren sollte) und Heinrich Hoffmann jr., Sohn von Hitlers persönlichem Fotograf (der seinerseits als Zeuge in Nürnberg festgehalten wurde).

Die meisten und bekanntesten Bilder aus Nürnberg stammen indes von den beiden weniger bekannten, jedoch qua ihrer offiziellen Rolle in der amerikanischen Militärverwaltung privilegierten Fotografen Ray D'Addario und Charles W. Alexander. Insbesondere letzterer hat mit einer großen Anzahl von Aufnahmen vor und hinter den Kulissen das visuelle Gedächtnis des IMT stark geprägt, auch weil seine Bilder in den vergangenen acht Jahrzehnten immer wieder abgedruckt worden sind. Bereits 1946 veröffentlichte Alexander eine eigene bebilderte Rückschau auf das Verfahren, eingeleitet von einem Vorwort des amerikanischen Chefanklägers Robert H. Jackson – eine Parallele zu Hájeks Publikation aus demselben Jahr, die auf die Expertise des im Nürnberger Vor- und Umfeld aktiven tschechischen Juristen Bohuslav Ečer zurückgriff.

Mit seiner günstigen Spiralbindung kam Alexanders Buch eher wie ein Fotoalbum denn wie ein Buch daher. Den umgekehrten Weg geht die vorliegende, im vergangenen Jahr erschienene Publikation der Gedenkstätte Maison d'Izieu. Der Bildband wurde auf der Basis eines Album aus dem Nachlass von Henri Donnedieu de Vabres, dem französischen Richter am IMT, zusammengestellt. Von den



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

über 110 Aufnahmen des Albums sind 70 in exzellenter Qualität in dem Band wiedergegeben und mit durchweg hilfreichen Legenden annotiert. Illustriert werden die Arbeiten an der IMT-Charta in London ebenso wie die Nürnberger Verhandlungen bis zum Frühjahr 1946, der Schlussphase der Beweisaufnahme. Portraitiert sind nicht nur Angeklagte und Richter, Staatsanwälte und Verteidiger, sondern auch Übersetzer:innen, Journalisten:innen und Kantinenpersonal. Nicht zuletzt das Nürnberger Umfeld des Prozesses, inner- wie außerhalb des Justizpalastes, wird in Alexanders Bildern detailreich und nuanciert ausgeleuchtet.

Die drei Herausgeber:innen haben sich dazu entschlossen, einer neu angeordneten Bildfolge den Vorzug vor einer originalgetreuen Faksimilereproduktion zu geben. Dies hat einerseits den Vorteil größerer thematischer Systematik, mit der die Aufnahmen in die vier Kategorien »Vorbereitung«, »Angeklagte«, »Prozessverlauf« und »Kulissen« (das heißt Übersetzung, Zeug:innen, Bildbeweise, Infrastruktur, Presse) einsortiert werden. Andererseits bricht die editorische Entscheidung die erzählerische Dynamik des zugrundeliegenden Albums auf und privilegiert das historische Ereignis. Mit anderen Worten, der Band interessiert sich mehr für die Illustration des Verfahrens als für das Erinnerungsobjekt Fotoalbum, wie auch Matthias Gemählichs Essay unterstreicht: Der Autor hat in kenntnisreicher Weise viel zum IMT und zu Donnedieu de Vabres zu sagen, bietet aber nur spärliche Informationen zu Alexander und dem Album.

Mit Blick auf ein breiteres Publikum, das der Band ansprechen soll, ist dies verständlich. Zugleich ist es aber bedauerlich, weil das Potential der zugrundeliegenden Quelle unausgeschöpft bleibt. Denn es sind weniger die vielfach bereits bekannten Bilder – zumal diese in [Alexanders Nachlass im US Holocaust Memorial Museum online zugänglich sind](#) –, welche den Reiz des Albums ausmachen, als die Fragen, wie, warum und von wem es ursprünglich kuratiert wurde. Zwar erfahren die Leserinnen und Leser, dass das Album ein Geschenk des amerikanischen Chefanklägers Jackson an den französischen Richter war, nicht jedoch, dass mehrere andere Akteure ebenfalls Exemplare erhielten, darunter Donnedieu de Vabres' Stellvertreter Robert Falco (was darauf hindeutet, dass alle Richter bedacht wurden) sowie Jacksons enge Mitarbeiter Ralph Albrecht und Telford Taylor. Wie viele Alben angefertigt wurden und ob diese über den Einband hinaus individualisiert waren, welche Motive der Aufnahme für würdig und welche für verzichtbar erachtet wurden und wer in Jacksons Stab verantwortlich zeichnete: All dies bleibt leider unklar. Ebenso spannend wäre die Frage, wie die Entscheidung zustande kam, die Alben bereits im Juli 1946, Monate vor der Urteilsverkündung, zusammenzustellen und zu überreichen.

Nicht zuletzt hätte es sich angeboten, das vorliegende Album mit anderen Sammlungen zu vergleichen, seien es Alben aus den Händen von Angeklagten, seien es die *scrapbooks*, die zahlreiche (amerikanische) Beteiligte der Nürnberger und Tokioter Verfahren anfertigten. Wenn indes der vorliegende Band zu eben solchen



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

weiterführenden Forschungen anregen sollte, dann hat sich der Aufwand gelohnt.

19.–21. Jahrhundert – Histoire
contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2026.2.116024](https://doi.org/10.11588/frrec.2026.2.116024)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Michel Boivin, Hélène Brando, Un camp de collabos dans la Manche. Le centre de séjour surveillé de Turlaville (juillet 1944–septembre 1945), Marigny-le-Lozon (Eurocibles Éditions) 2025, 198 p. (Études & essais normands, 44), ISBN 978-2-35458-125-1, EUR 23,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Éric Barré, Caen

Dans la droite de leurs travaux précédents, Michel Boivin et Hélène Brando livrent aujourd'hui une étude sur le premier centre de séjour surveillé de Turlaville mis en place au lendemain de la libération de la ville de Cherbourg, le 28 juin 1944. Le but est de soustraire à la vindicte populaire les collaborateurs réels ou supposés en attendant qu'il soit statué sur leur sort. Cette mise en place n'a d'ailleurs rien d'illégal et est encadrée par un décret du 16 novembre 1939, une ordonnance du 18 novembre 1943 portant sur l'internement administratif des individus dangereux pour la défense nationale ou la sécurité publique et un arrêté du Comité d'Alger du 14 mars 1944 visant à réglementer ces internements.

La première partie du document porte sur le camp lui-même. Installé à la ferme du Maupas, il succède à un camp de détention allemand destiné à enfermer les punis de l'organisation Todt. Les auteurs en font une description minutieuse. Administré jusqu'au 15 janvier 1945 par l'autorité militaire, le centre bascule sous l'autorité du préfet. Les gardiens sont encore des militaires mais seulement pour peu de temps. Sauf quelques frictions, il y a peu de désordre. L'aspect financier fait l'objet d'un chapitre particulier: pour le deuxième trimestre, le budget s'élève à 1 935 385 F mais les frais de séjour sont à la charge des internés à moins qu'ils ne soient exemptés d'impôt ou sur décision préfectorale. La fermeture du camp le 21 septembre 1945 se déroule sans accroc et les propriétaires sont indemnisés.

La deuxième partie porte sur les internés. Si au départ les arrestations sont plutôt sauvages, par la suite, les ordres d'internement sont finalement le fait du préfet avec quelques exceptions. Les internements administratifs ne sont que des mesures conservatrices pour les personnes soupçonnées de collaboration économique, collaboration-dénonciation, collaboration politique et collaboration sentimentale (en ordre décroissant). Le nombre d'internés est de 629, au 30 novembre 1944, bien au-dessus des capacités d'accueil et d'où les mesures prises, par la suite, de renvoyer nombre de détenus dans leur département d'origine. L'étude de leurs dossiers permet de réaliser une étude sociologique de l'ensemble. En moyenne, la durée d'internement est de 131 jours. Sur les 1138 internés, 407 sont libérés. Les condamnations font l'objet d'un sous chapitre où il est



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

précisé qu'il n'y eut que deux condamnations à mort commuées en détention à vie.

La troisième partie porte sur la vie quotidienne des internés au camp. Quand les bâtiments souffrent du temps, le manque de couvertures est problématique étant donné le trop grand nombre d'internés. Le chauffage est des plus restreints. La nourriture et l'hygiène sont correctes. Même s'il manque parfois du savon, il y a une infirmerie; si besoin les malades sont envoyés là-bas. Les personnes atteintes de maladies chroniques et les femmes enceintes sont placées en résidence surveillées. Les corvées tiennent place d'occupation et les internés peuvent recevoir des colis et envoyer des lettres, le tout parfaitement règlementé. Comme tout établissement de ce type, l'ennui est certain et engendre deux suicides. Quelques insubordinations et des tentatives d'échappement, voire des évasions se produisent dont quelques-unes ont pour motif de retrouver les proches.

L'ouvrage est soigné et fourmille d'exemples. Le travail offre toutes les qualités d'un travail scientifique: notes de bas-de-page, une profusion avec un inventaire des sources, une bibliographie et un index des sigles permettant de suivre un ensemble de qualité.

19.-21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2026.2.116025](https://doi.org/10.11588/frrec.2026.2.116025)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Olaf Briese, Gesellschaft statt Staat. Sozialismus und Anarchismus vor und nach 1848. Bd. 1: Akteure, Konzepte, Begriffe, Bd. 2: Die Trier'sche Zeitung, Bielefeld (Aisthesis Verlag) 2025, 420 und 502 S. (Vormärz-Studien 50 und 51), ISBN 978-3-8498-2098-5 und 978-3-8498-2100-5, EUR 40,00 und 70,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Lucien Calvié, Toulouse

Ces deux forts volumes (plus de 900 pages en tout) sont un nouveau signe de la déjà ancienne activité de l'éditeur Aisthesis dans le domaine trop longtemps négligé, en Allemagne comme en France, du Vormärz. L'auteur de ce travail, remarquable par le volume et la qualité de la documentation, est Olaf Briese, un *Privatdozent* à l'université Humboldt de Berlin qui a à son actif de nombreux travaux sur la période 1830–1848 ainsi que sur celle qui suit l'échec du 1848 allemand, du Bade, avec deux insurrections militairement écrasées, de Berlin, du Palatinat bavarois et de la Rhénanie prussienne à la Saxe, en passant par Francfort et son parlement majoritairement modéré et finalement dispersé, avec un reliquat plus radical à Stuttgart.

Ce qui est novateur, chez Briese, c'est la mention, dès le titre, mais aussi par le truchement d'une couverture en rouge et noir, d'un anarchisme placé sur un pied d'égalité avec le socialisme et le communisme. C'est la première fois, semble-t-il, que l'accent est mis aussi nettement sur une composante supposée anarchiste, au-delà de l'inévitable Stirner, du Vormärz. L'idée de base de l'ouvrage est celle, à travers les idéologies du socialisme, du communisme et de l'anarchisme, de la substitution de la notion de société (*Gesellschaft*) à celle d'État (*Staat*), d'où un jeu phonique, dès le titre, sur le monosyllabique *statt* (à la place de) et *Staat*, le a bref précédant immédiatement le a long.

Cette dichotomie État-société, qui fonctionne ici comme un axiome rendant superflue toute démonstration, ne nous a cependant pas paru tout à fait convaincante, car trop statique, l'État et la société, des formes antiques de l'État (la *polis* grecque et la *res publica* romaine surtout) aux régimes représentatifs issus des révolutions anglaises, américaine et française, en passant par l'Ancien Régime, en France sous Louis XIV et en Prusse sous Frédéric II, étant engagés dans un processus historique de nature dialectique. Le livre peut-être le plus important, parmi ceux publiés de son vivant par Hegel, les *Principes de la philosophie du droit* de 1820, ne porte-t-il pas, précisément, sur les rapports dialectiques entre l'État et la société (ou société civile, ou civile-bourgeoise, *bürgerliche Gesellschaft*), à travers diverses instances de régulation? Il est étonnant que Briese ne tienne pas compte de cela, mais joue, au contraire, sur le couple socialisme-anarchisme pour vider implicitement de son sens la conception hégélienne du rapport



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

État-société et, de façon subséquente, l'approche de ce même rapport chez Marx et dans le marxisme. Mais discuter de cette question nous ferait sortir du cadre d'une recension.

La critique ci-dessus n'enlève rien à l'intérêt de la documentation réunie ici sur le peu et mal connu socialisme allemand dit vrai (*wahrer Sozialismus*), qui fut critiqué, au tout début de l'année 1848, par Marx et Engels dans le *Manifeste du parti communiste*, rédigé pour le compte de la Ligue des communistes fondée en 1847, ainsi que dans des articles antérieurs. Ce socialisme est présenté par eux comme un tissu de scientificité fallacieuse, de bons sentiments, de moralisme petit-bourgeois et d'imitation des socialismes français d'avant 1848, présentés dès 1842 par Lorenz Stein dans un ouvrage au large écho – Briese a raison de le rappeler –, ce socialisme français pouvant prendre appui, à la différence de l'allemand, sur l'expérience d'une révolution réussie, celle de 1789 reprise en 1830.

Il aurait été intéressant, y compris dans la perspective de Briese, de signaler l'intérêt un temps manifesté par Marx pour Weitling, l'organisateur, dans les années 1840, des travailleurs allemands immigrés en Suisse, un Weitling tenu par les tenants du socialisme vrai pour incapable de la moindre élaboration théorique, car enfermé dans ses références chrétiennes, Weitling les tenant, de son côté, pour de néfastes fabricants de brouillard idéologique (*Nebler*). C'est contre Weitling et sa tendance artisanale (*Handwerkersozialismus* ou *-kommunismus*) ou ouvriériste que les tenants du socialisme vrai se sont d'ailleurs d'abord définis comme tels, un vrai socialisme supposant un fondement philosophique dont Weitling était selon eux incapable, la formule du vrai socialisme étant ensuite reprise ironiquement par le duo Marx-Engels.

L'ouvrage présente dans le détail les tenants du socialisme vrai, dont Lüning, Dronke, Püttmann et Schirges, ainsi que ses éphémères organes de presse, dont *Das Westphälische Dampfboot*, le *Deutsches Bürgerbuch*, le *Gesellschaftsspiegel* et la *Trier'sche Zeitung*, examinée sous toutes ses coutures dans le tome second. Les liens du socialisme vrai avec les Jeunes hégéliens, autrement dit la Gauche hégélienne, sont mis en évidence, d'une part avec Bruno Bauer et le groupe dit des hommes libres (*die Freien*), à Berlin et, d'autre part, de façon plus politique, Arnold Ruge et, de 1838 à 1841 à Halle, ville universitaire prussienne, les *Hallische Jahrbücher*, puis, de 1841 à 1843, les *Deutsche Jahrbücher* à Dresde, dans une Saxe moins répressive que la Prusse. Mais Briese n'insiste peut-être pas assez sur le rôle de relai tenu, entre les Jeunes hégéliens et le socialisme vrai, par le très actif Moses Heß, souvent présent à Paris comme correspondant de presse.

Concernant aussi bien les États de la Confédération germanique que les milieux de l'exil en France, Suisse et Belgique, Briese a raison d'insister, dans les deux tomes, sur Karl Grün (1817–1887), contemporain presque parfait de Marx (1818–1883). Ce disciple et traducteur de Proudhon a été durement critiqué par Marx et

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2026.2.116026](https://doi.org/10.11588/frrec.2026.2.116026)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Engels à partir de 1846, après une phase initiale de coopération assez harmonieuse, ce rapport reproduisant à peu de chose près le rapport de Marx à Proudhon lui-même: coopération fructueuse d'abord, puis critique méprisante.

Un regret enfin: celui que Brieze paraisse négliger certains apports d'origine française – dont certains très récents, il est vrai – sur les questions qui l'occupent. On pense ici à ceux de Franck Fischbach, spécialiste de la philosophie allemande, avec, en 2022 et 2023, une anthologie du Jeune hégélianisme et [un numéro de la revue *Études germaniques*](#) sur le même sujet et, dès 2004, puis en 2021 et 2025, à ceux de l'auteur de la présente recension, avec des traductions et présentations de textes de Ruge échelonnés de 1843 à 1849. Cette inattention relative à l'égard de la recherche française est-elle le résultat d'un choix de fond ou, plus simplement, de lacunes dans l'information scientifique internationale?



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Catherine Canel-Dol, L'adoption: rêves et pouvoirs. France, 1789–1923, Rennes (Presses universitaires de Rennes) 2025, 258 p., ISBN 978-2-7535-9628-3, EUR 23,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Lena Jur, Marburg

Wer sich mit Adoptionen beschäftigt, nähert sich dem Themenkomplex in der Zeitgeschichte meist über sozialgeschichtliche Fragestellungen: *Wer darf wen wann adoptieren?* In der jüngsten Forschung wird dies oftmals durch kindheits- und globalgeschichtliche Fragen ergänzt.¹ Eine andere gängige historische Assoziation zum Thema führt zu den antiken Kaiseradoptionen im Römischen Reich. Catherine Canel-Dol wählt in ihrer innovativen Monografie, die auf ihrer 2021 eingereichten Dissertation beruht, einen ganz anderen Zugriff und Untersuchungszeitraum. Sie widmet sich der politischen Dimension von Adoptionen in Frankreich seit der Französischen Revolution bis zur Einführung von Gesetzen zur Kindsadoption im Jahre 1923.

Die Studie untersucht dabei sowohl die klassische Adoption durch Familienmitglieder und Fremde als auch solche durch eine militärische Einheit oder „die Nation“. Mit dieser politischen Adoption bot der französische Code civil im postrevolutionären Frankreich eine außergewöhnliche Sonderform an, deren Entwicklung und Umsetzung Canel-Dol über den gesamten Untersuchungszeitraum hinweg im Spannungsfeld mit klassischen Adoptionen in eine Familie betrachtet. Dafür zieht sie neben archivischen Quellen immer wieder die Erörterung und Darstellung von Adoptionen in der zeitgenössischen Literatur heran. Auf die Einleitung folgen zwei große Abschnitte, »L'adoption: Un rêve qui a fait peur« und »De la transgression à l'intégration«, die jeweils drei Kapitel sowie eine eigene rahmende Einleitung und ein Zwischenfazit beinhalten und lose chronologisch aufgebaut sind; ein Fazit schließt den Band ab.

Das erste Kapitel untersucht den Stellenwert der Adoption als Machtinstrument im Zeitalter der Französischen Revolution (25). Dabei geht die Autorin zunächst auf die unterschiedlichen Wurzeln des Adoptionsverständnisses dieser Jahre ein. Anschließend wird die zentrale Rolle der Adoption als Mittel sozialer Neugestaltung betrachtet. Canel-Dol stellt hier die These auf, dass sich in der zeitgenössischen Beliebtheit von Adoptionen der Wille

¹ Für einen Überblick zu aktuellen Forschungsdebatten in der Adoptionsgeschichte siehe Bettina Hitzer, Benedikt Stuchtey, Brennglas Adoption. Zugänge, Fragen und Erkenntnisse der Adoptionsgeschichte, in: Bettina Hitzer, Benedikt Stuchtey (Hg.), In unsere Mitte genommen. Adoption im 20. Jahrhundert, Göttingen 2022, 9–28.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

widerspiegele, aufklärerische Bestrebungen und revolutionäre Ideologien weiterzutragen und somit die alte (gesellschaftliche) Ordnung in Frage zu stellen (56). Diese These belegt sie unter anderem mit Blick auf das veränderte Verständnis von Elternschaft, das sich bei Familienadoptionen im Untersuchungszeitraum zeige (39). Mit der Adoption von (Waisen-)Kindern durch militärische Einheiten verweist die Autorin schließlich auf eine besondere Form der politischen Adoption im postrevolutionären Frankreich (44–45).

Im zweiten Kapitel der Monografie wird deutlich, wie Adoptionen schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts als ein Mittel der gesellschaftlichen Kontrolle genutzt wurden, indem strenge Regulierungen – insbesondere bei Familienadoptionen – eingeführt wurden. Napoleon selbst nutzte dagegen die Adoption zur Sicherung seiner Dynastie und ließ die Gesetzgebung über die Thronfolge anpassen, um bei Ausbleiben eigener männlicher Nachkommen jene seiner Brüder adoptieren zu können (73). Er praktizierte ebenfalls die im vorangegangenen Kapitel bereits thematisierte Adoption von Kindern gefallener Soldaten, zum Beispiel nach der Schlacht von Austerlitz, um für deren Unterstützung zu sorgen. Diese Kriegswaisen durften zusätzlich den Nachnamen »Napoléon« führen (78).

Die Namensgebung nach Adoptionen spielt eine zentrale Rolle im dritten Kapitel (insbesondere 103–104), in dem Canel-Dol unter anderem der adeligen Adoptionspraxis nachgeht (105). Insgesamt konstatiert sie einen Rückgang der Adoptionen zum Ende des 19. Jahrhunderts, für den sie mannigfaltige Ängste verantwortlich macht, insbesondere vor der Vererbung schlechter Charaktereigenschaften der leiblichen Eltern sowie vor negativen Auswirkungen der Adoption auf die spätere Entwicklung und Identität der Kinder. Das sind typische Themen des Diskurses rund um Adoptionen, die bis heute verhandelt werden.

Im vierten Kapitel, das zugleich das erste Kapitel des zweiten Teils der Studie darstellt, widmet sich die Autorin »transgressiven Adoptionspraktiken« im 19. Jahrhundert anhand verschiedener Fallstudien: von einer Frau, die insgesamt fünf Kinder adoptierte, bis hin zu Adoptionen, die heute als *transracial* bezeichnet würden. Während die letztgenannten Adoptionen seit 1805 in den französischen Kolonien gesetzlich verboten waren, waren sie in Frankreich selbst möglich. Das zeigt das Beispiel eines unehelich geborenen jungen *Mixed-race*-Mannes, der von seinem leiblichen Vater adoptiert wurde (130). Nach dem Tod des Vaters nur wenige Jahre später gingen die ehelichen Nachkommen jedoch gerichtlich gegen das Adoptionsurteil vor und erreichten, dass ihr Halbbruder aus der Erbfolge ausgeschlossen wurde. Adoptionen unehelicher Kinder durch ihren Vater tauchen in den Statistiken des französischen Justizsystems des frühen 20. Jahrhunderts dann nur noch selten auf. Dafür nahmen andere innerfamiliäre sowie Adoptionen durch Fremde zu – und damit auch die Zahl der »geheimen« Adoptionen, bei denen keine Informationen über die leiblichen Eltern weitergegeben wurden (159).



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Die Autorin attestiert dem Phänomen Adoptionen eine neue Bedeutung in den ersten beiden Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts, die sie im sechsten Kapitel behandelt. Als Ursachen für diesen Wandel identifiziert sie einerseits die Folgen des Ersten Weltkriegs, aber auch eine veränderte Vorstellung von Kindheit (199). Im Zuge des Kriegs wurde die politische Adoption von Kriegswaisen (*pupille de la nation*) wieder aufgegriffen und mit dem 1917 verabschiedeten und in den darauffolgenden Jahren immer wieder überarbeiteten Gesetz zur »Adoption durch die Nation« neu geregelt (193–194).

Catherine Canel-Dol legt mit dieser Arbeit eine umfassende und quellenreiche Studie zur Adoption im Frankreich des langen 19. Jahrhunderts vor, die einen guten Überblick über die rechtliche Entwicklung, aber auch über die sozialen Implikationen von Adoptionen bietet. Die Rezensentin liest aus der Aufteilung des Buches in zwei Teile eine Unterscheidung der politischen und der Familienadoption heraus. Dies hätte expliziter in der Einleitung dargelegt werden können, um die Lektüre zu erleichtern. Canel-Dols Beitrag zur Adoptionsgeschichte schmälert dies aber nicht. Besonders verdienstvoll ist die Untersuchung der politischen Adoption und der bislang selten behandelten (Kriegs-)Waisenadoption, bei der es der Autorin gelingt, neue Dimensionen des Themas herauszuarbeiten. Gerade mit Blick auf die Kriegswaisen wäre es sicherlich spannend gewesen, diese in einen Zusammenhang mit kindheitsgeschichtlichen Überlegungen – wie beispielsweise über die Vorstellung von jungen Menschen als formbar und zugleich zukunftssträchtig – zu stellen. Hier regt die Lektüre zu weiteren Studien an.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Caroline Muller avec Frédéric Clavert, Écrire l'histoire. Gestes et expériences à l'ère numérique, Malakoff (Armand Colin) 2025, 201 p., ISBN 978-2-200-64202-0, EUR 20,90.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Mareike König, Paris

Gibt es so etwas wie den »Geschmack des Archivs« (Arlette Farges) im digitalen Zeitalter? Die Routine bei der Wahl des Platzes im Archivlesesaal, die Ungeduld und Neugierde beim Öffnen eines neuen Archivkartons, die Langeweile und den Überdruß angesichts der Masse an durchzusehenden Unterlagen, die Zufälle und Unfälle im Forschungsprozess? Caroline Muller hat sich gemeinsam mit Frédéric Clavert auf die Spur der »diskreten digitalen Praktiken« (21) von Historiker:innen gemacht. Gemeint sind Gesten und Erfahrungen des digitalen Forschungsalltags, die meist im Dunkeln bleiben: die alltägliche Nutzung des Computers, des Smartphones und anderer Geräte, das Recherchieren in Suchmaschinen, das Fotografieren und Verwalten von Archivquellen, das Ordnen von Dateien, Notizen und Textversionen sowie das Schreiben und sich Vernetzen im Internet.

Das Buch versteht sich weder als Vorher-Nachher-Erzählung der Geschichtswissenschaft im digitalen Zeitalter noch als systematische Bestandsaufnahme neuer digitaler Methoden. Vielmehr knüpft es an die Ergebnisse des von Muller und Clavert herausgegebenen Online-Sammelbands *Le goût de l'archive à l'ère numérique* an.¹ Im vorliegenden Buch erweitert Muller diese Perspektive auf die Gesamtheit digitaler Praktiken im Forschungsprozess, über die Historiker:innen zumeist wenig sprechen. Als einen Grund für diese Zurückhaltung verweist sie auf den Aufschwung der Digital Humanities mit ihrem starken Fokus auf computergestützte Methoden, von denen sich viele Historiker:innen bewusst distanzieren. Damit geraten alltägliche digitale Praktiken aus dem Blick. So ist in Erzählungen über das Forschen zwar (weiterhin) von spektakulären Archivfunden die Rede, nicht aber von der Entdeckung eines neuen digitalen Tools (33), selbst wenn es sich als grundlegend für die eigene Arbeit erweist.

In ihrer Studie stützt sich Muller auf empirisches Material, das Einblicke in tatsächliche Forschungspraxen ermöglicht. Dazu gehören Diskussionen auf Tagungen, Gespräche mit Forschenden, Archivar:innen und Bibliothekar:innen, die Auswertung von Vorworten und der in Frankreich üblichen Methodenkapitel in Habilitationen sowie die Beobachtung studentischer Arbeitsweisen.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ Frédéric Clavert, Caroline Muller (Hg.), *Le goût de l'archive à l'ère numérique*, 2017–2023, <https://gout-numerique.net/> (2.5.2026).

Diese praxeologische Perspektive spiegelt sich im Aufbau des Buches wider. Die ersten Kapitel und mithin der Hauptteil des Buches sind der Archivrecherche im weitesten Sinne gewidmet: dem Arbeiten mit physischen und digitalen Archiven, dem Fotografieren von Quellen, der Verwaltung eigener Bildbestände sowie dem Navigieren in Suchmaschinen und digitalen Lesesälen. Archiv und Quelle erscheinen dabei – unabhängig von ihrer Materialität – als epistemischer Ausgangspunkt historischer Forschung.

Ausgehend von der zumeist unhinterfragten Annahme, dass historische Forschung stets von Emotionen begleitet ist, stellt Muller die Frage, wie sich das affektive Verhältnis zur Quelle im digitalen Raum verändert. In expliziter Anknüpfung an Arlette Farge, die das sinnliche Erleben im Archiv beschrieben hat, untersucht sie, was von diesem Erfahrungsraum bleibt, wenn sich historische Arbeit zunehmend in den digitalen Raum verlagert. Dort ist das Gefühlsrepertoire, so ein Befund des Buches, weniger sinnlich und stärker intellektuell geprägt (34). Gleichwohl lösen nicht nur Archiveinheiten, sondern auch Bits und Bytes Emotionen aus: Frustration angesichts eines technischen Bugs, Freude, wenn eine Visualisierung eine Hypothese bestätigt, oder Stolz, wenn eine automatische Handschriftenerkennung bei akzeptabler Fehlerrate die letzte Zeile transkribiert hat. Damit fordert das Buch dazu auf, die Rolle von Emotionen im historischen Erkenntnisprozess neu zu überdenken.

Muller erinnert daran, dass schon Fernand Braudel in den 1930er-Jahren mit einer eigens konstruierten Kamera in Stadtarchiven unterwegs war. Diese Praktik ist mittlerweile ubiquitär. Heimische Computer sind zu veritablen tragbaren Archivlesesälen geworden. Laut einer Umfrage von 2016 besitzen Forschende durchschnittlich rund 12 000 selbstangefertigte Archivfotos auf ihrer Festplatte (38). Diese werden erst zu Hause ausgewertet, mit dem Vorteil, einen Kaffee dazu trinken zu können, was in jedem Lesesaal verboten ist. Dennoch wünschen sich 47 % der Studierenden und sogar 73 % der Lehrenden mehr Zeit für die Arbeit vor Ort im Archiv (42). Um die eigenen Fotografien von Quellen oder digital bereitgestellten Reproduktionen bilden Forschende eine neue Organisationsschicht mit individuellen Inventaren, Ordnerstrukturen und Metadaten, angepasst an die eigene Fragestellung und Arbeitsweise. Diese private Ordnung ist weder neutral noch beiläufig, sondern Teil der Wissensproduktion.

Zu den neuen Herausforderungen gehört ebenso der Umgang mit Suchmaschinen, deren besondere Funktionsweise man genau wie Verhaltensregeln im Archiv lernen muss. So wird der Suchmotor der französischen nationalen Online-Bibliothek Gallica häufig dafür kritisiert, zu viele Ergebnisse zu liefern. Dabei liegt es an den Nutzenden, sich mit der Funktionsweise vertraut zu machen, die anders als die Google-Suche keine Sortierung nach Popularität vornimmt, um Suchergebnisse für Forschende nicht zu verfälschen (53–54). Auch mit der Digitalisierungspolitik sollten sich Forschende



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

auseinandersetzen, um in den äußerst heterogenen Landschaften der Massendigitalisierung navigieren zu können.

Etwas zu kurz fällt die Auseinandersetzung mit computergestützten Analyseverfahren aus. Kapitel 5 streift Themen der digitalen Textanalyse wie Topic Modeling oder digitale Presseanalyse, während für die Geschichtswissenschaft relevante Methoden wie Geographical Information Systems oder soziale Netzwerkanalyse gar nicht erwähnt werden. Stattdessen verschiebt sich der Fokus wieder auf Fragen der Klassifikation, Datenbankerstellung und Kategorisierung von Quellen. Das ist inhaltlich relevant, wirkt im Kontext des Kapitels jedoch zu kurz.

Weitere Kapitel widmen sich dem Schreiben, Publizieren und Zirkulieren historischen Wissens im Netz über Blogs und soziale Medien sowie der Veränderung der Wissenschaftspolitik. Die Covid-19-Pandemie erscheint hier als Katalysator, der bestehende Abhängigkeiten von digitalen Infrastrukturen sichtbar gemacht und Ungleichheiten verschärft hat, etwa für Forschende, die digitalisierte Quellen nutzen konnten und solchen ohne entsprechenden Zugang. Die neuen digitalen Möglichkeiten sind weit davon entfernt, ein reines Eldorado darzustellen, was sich unter anderem in Abhängigkeiten von Verlagshäusern und gegenwärtigen Förderlogiken zeigt, die auf Projektorganisation zielen und möglichst digitale Anteile erwarten, egal wie sinnvoll das für das jeweilige Projekt sein mag.

Im abschließenden Kapitel zur Lehre plädiert Muller gegen eine toolzentrierte Ausbildung und für die Vermittlung einer *culture numérique*, die eng mit fachlichen Fragestellungen und den Bedingungen historischer Wissensproduktion verbunden werden sollte. Digitale Kompetenzen sollen auch außerhalb der Universität nutzbar sein, und nicht an kurzfristige Softwarekenntnisse gebunden bleiben. Gerade digitale Quellenkritik kann sich als Schlüsselqualifikation erweisen, zumal künstliche Intelligenz und hier vor allem Chatbots als weitere »diskrete digitale Praktik« seit kurzem massiv Einzug in Forschung und Lehre halten.

Insgesamt haben Muller und Clavert ein anregendes Buch mit einem klar erkennbaren, individuellen Zugriff vorgelegt. Es handelt sich um einen dezidiert französischen Beitrag zur digitalen Geschichtsschreibung, der stark in der dortigen Forschungslandschaft, ihren Debatten und frühen sowie gegenwärtigen Projekten verankert ist. Das Buch ist keinem Technikoptimismus verfallen, sondern beschreibt vor dem Hintergrund zunehmend individualisierter Arbeitsweisen, wie Historiker:innen im digitalen Umfeld jeweils ihre eigene »Schmiede der Geschichte« entwickeln, als eine Summe kleiner, oft unscheinbarer digitaler Gesten. Das Buch lädt dazu ein, die eigene Geschichtswerkstatt zu öffnen, diskrete Praktiken sichtbar zu machen und sie gemeinsam kritisch zu reflektieren.

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2026.2.116038](https://doi.org/10.11588/frrec.2026.2.116038)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Linda Conze, Die Fotografie und das Fest. Zur medialen Herstellung von Gemeinschaft zwischen Weimarer Republik und Nationalsozialismus, Göttingen (Wallstein) 2025, 340 S., 194 Abb. (Visual History. Bilder und Bildpraxen in der Geschichte, 10), ISBN 978-3-8353-5600-9, EUR 44,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Charlotte Soria, Paris

Cet ouvrage qui est le fruit de la thèse de l'autrice, soutenue en décembre 2022 à l'université Humboldt de Berlin, porte sur la photographie de fêtes des années 1920 à 1939. En effaçant la rupture politique de 1933, Linda Conze a voulu dépasser une césure classique qui aurait limité son analyse à un objet politique, alors qu'elle souhaite aussi étudier la photographie en soi, en tant que média de masse faisant partie du quotidien des Allemands dès les années 1930. En outre, son analyse vise à articuler l'essor de ce média à celui d'une idée majeure du »Troisième Reich«: celle de »Communauté du peuple« (*Volksgemeinschaft*). Les dirigeants nationaux-socialistes désignaient par ce terme leur volonté de faire d'une société allemande hétérogène et parcourue de tensions un tout organique et homogène sur des fondements racistes, antisémites et socio-darwinistes. Ainsi, par l'étude de photographies, Linda Conze souhaite analyser »comment les idées de Communauté ont été différenciées, modifiées et suivant les besoins se sont adaptées [à la nouvelle ligne idéologique] dans les images photographiées et à travers les images photographiées« (10). Elle entend donc faire une histoire sociale du nazisme et une histoire de la photographie, un projet des plus ambitieux.

Pour cela, elle s'est appuyée sur des ressources peu utilisées par la recherche contemporaine: des liasses de photographies réalisées par des autodidactes, »chroniqueurs visuels« (14), et conservées dans les archives municipales d'Allemagne de l'Ouest. Il s'agit principalement des productions d'Albert Gehring (1 000 photographies, Ditzingen, Souabe), de Fritz Neff (18 000 photographies, Brühl, Rhénanie), et d'Adam Menth (7 500 photographies, Aub, Basse-Franconie). Ces liasses renfermaient la production d'images de communautés locales entières, documentaient la vie publique locale et les événements familiaux et circulaient au sein même de ces espaces par les achats et reproductions de photos qui pouvaient alors se retrouver dans les albums familiaux. Les deux sphères, privée et publique, étaient articulées entre elles par la fête qui jouait un rôle central dans la vie des individus car elle »est un moyen pour ordonner le déroulement des événements et la biographie, pour leur donner du rythme et du sens« (Alois Hahn, 2000).



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Pour articuler photographies et idées communautaires, l'autrice s'appuie sur la définition processuelle de la «Communauté du peuple» qu'en a donné Michael Wildt, la qualifiant non de groupe social en soi mais de «pratique sociale, limite quotidienne toujours changeante entre l'appartenance et l'exclusion» que les individus traçaient eux-mêmes (Michael Wildt, 2019, 24). Dans ce cadre épistémologique, la photographie avait la capacité «d'inciter les gens à adopter de nouveaux modes de vie, de nouveaux comportements et de nouvelles aspirations, en rendant le changement visuellement imaginable, puis en contribuant à sa réalisation» (Elizabeth Harvey, Maiken Umbach, 2015, 294). Elles contribuèrent donc, par les modèles genrés fixés sur pellicule, à la dynamique d'émulation et de transformation sociale et à la diffusion, au sein d'un pan conséquent de la population allemande, de l'idéal communautaire nazi. C'est autour du potentiel de transformation sociale apporté par la photographie de soi et de groupes lors des fêtes que se penchent alors les quatre parties de son ouvrage.

Dans la première partie («Konventionen, Semantik und Ästhetik der Amateurfotografie», 43–87) l'autrice traite des conventions fixées dans les revues photographiques de l'époque (*Photofreund*, *Agfa Photoblätter*) comme préalable à son analyse. Elle entend ainsi approfondir l'affirmation selon laquelle il n'existait pas de photographie nationale-socialiste per se. Et elle arrive à la conclusion que les conventions visuelles de l'époque furent fixées non par le changement politique de 1933 mais par une évolution parallèle de l'esthétique photographique et de l'idéologie politique qui débuta dès les années 1920 (87). Dans la deuxième partie («Fotografie und Fest als Medien der Ordnung. Bilder von Versammlungen im öffentlichen Raum», 89–172), l'autrice entre dans le vif du sujet: les photographies de rassemblements festifs dans l'espace public allemand, dans des cortèges de défilés d'une part et sur les places de fêtes de l'autre. Ces dispositifs visuels sont en effet considérés comme les formes par excellence de l'occupation de la rue par les Nazis. Elle souligne alors l'insertion de ces défilés dans des pratiques apolitiques héritées, en s'appuyant notamment sur les albums d'Albert Gehring (1924–1936) avant d'opposer la «foule organisée» à la «foule éparpillée», toutes deux visibles lors des rassemblements du 1^{er} mai photographiés par Fritz Neff entre 1934 et 1935. Dans la troisième partie («Fotografieren und Feiern als soziale Praktiken. Aspekte der Bildwerdung auf beiden Seiten der Kamera», 173–146) l'analyse porte principalement sur les photographies de scènes sociales ou plutôt de mises en scène sociales de groupes, notamment lors de carnivals. Dans la quatrième partie («Mit Bildern erzählen. Amateurfotografien als Biografiegeneratoren», 247–298) elle se penche sur les albums photos familiaux qui se développèrent largement en Allemagne depuis les années 1920. Enfin, sa conclusion (299–307) reprend les idées majeures de son ouvrage et souligne que l'homme devient aussi à travers les images un acteur historique et que les photographies ne sont pas seulement des témoignages et reflets de l'histoire mais qu'elles façonnent l'histoire (299). Dans son épilogue (309–311), l'autrice aborde



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

la question des exclus des photographies mais sans traiter directement de sa période d'étude.

Au total, cet ouvrage est une mine d'informations et de références pour celles et ceux qui s'intéressent à la photographie et à sa place dans la société allemande des années 1920–1930. Le choix d'étudier les séries photographiques avant et après 1933 est pertinent et documente bien la trivialisation du nazisme au quotidien via les photographies (Hoffmann, 1997). Il montre aussi que des pratiques politiques du calendrier officiel nazi adoptèrent en réalité largement des habitudes anciennes (défilés et rassemblements). En cela, l'autrice explique concrètement comment l'ordre produit par la »Communauté du Peuple« nationale-raciste du »Troisième Reich« a pu s'enraciner sans grande difficulté dans le monde sensible de ses inclus, les *Volksgenossen* et *Volksgenossinnen*. Cependant, l'autrice n'arrive pas à démontrer toute sa thèse et à articuler histoire sociale – l'étude de la formation de la »Communauté du peuple« nationale-socialiste par la diffusion de modèles esthétiques et de comportement – et histoires des arts – pratique et codes photographiques. Cela tient tout d'abord à l'organisation de son argumentation qui sépare trop apports théoriques et descriptions photographiques. Pour faire une histoire sociale de ces objets, il aurait fallu dépasser l'ordre produit par les photographies en questionnant l'organisation aux fondements de l'image produite (plans des défilés, des rassemblements, groupes de participants et leurs places, identité des clients, profil du marché des photographies vendues etc.). Pour faire une histoire sensible de ces photographies sous le nazisme, il aurait fallu interroger le choix des angles et cadres adoptés par les auteurs, les groupes représentés, les temps de la fête, la place des exclus hors cadre aussi. Ce travail conséquent laisse donc la porte ouverte à de nouveaux développements intégrant plus clairement l'ordre esthétique et idéologique produit par la photographie aux pratiques sociales des individus.

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2026.2.116028](https://doi.org/10.11588/frrec.2026.2.116028)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Hélène Miard-Delacroix, Les émotions de 1989.
France et Allemagne face aux bouleversements
du monde, Paris (Flammarion) 2025, 476 p., ISBN
978-2-0847753-8, EUR 25,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Jost Dülffer, Köln

Das weltpolitische Schlüsseljahr 1989 ist aktengestützt bereits recht gut erforscht. In der vorliegenden Publikation geht es um dessen verschiedenartige Wahrnehmung in der Bundesrepublik Deutschland und in Frankreich und die unterschiedlichen Rollen, die beide Länder gespielt haben.

Der Band ist in zweifacher Hinsicht bemerkenswert und wichtig. Zunächst einmal ist er zu einem beträchtlichen Teil aus Primärquellen gearbeitet und integriert zugleich souverän die Fülle an internationaler Forschungsliteratur. Als Quellen hat die Verfasserin vornehmlich Dokumente aus den Archiven der jeweiligen Außenministerien herangezogen – Miard-Delacroix ist ja unter anderem Herausgeberin der Akten zur Auswärtigen Politik Deutschlands –, dazu ein breites Spektrum an Medien von der seriösen Presse über Tabloids bis hin zu Fernsehnachrichten und Publizistik. Eingebettet ist die Untersuchung des Jahres 1989 in die weltpolitischen Zusammenhänge insgesamt, somit werden am Rande auch die Sichtweisen anderer Staaten gewinnbringend in den Blick genommen.

Zum anderen schreibt die Verfasserin eine Emotionsgeschichte, die auf innovative Weise für die Internationale Geschichte fruchtbar gemacht wird. Emotionen, etwa Empörung und Mitleid, Furcht und Freude, werden im öffentlichen Raum kommuniziert, der durch Empathie zusammengehalten wird. Erlebnismgemeinschaften sind durch das kulturelle wie kommunikative Gedächtnis bestimmt und beruhen jeweils auf bestimmten geteilten Lesarten von historischen Ereignissen, die in der jeweiligen Gegenwart oft recht kurzschrittig wieder aufgerufen werden können. Hier bauen Miard-Delacroix' Forschungen auf methodischen Überlegungen auf, die seit einem Jahrhundert entwickelt wurden, beginnend mit Maurice Halbwachs. Als Akteure thematisiert sie jeweils im nationalen Kontext: die politisch im internationalen Raum Handelnden, also primär Regierungen mit ihren Außenministerien, die sich zumeist nüchtern äußerten; sodann Parteien, Stiftungen, ein breites Spektrum von Nichtregierungsorganisationen und die Kirchen, die ein jeweils breites Spektrum an Emotionen sehr viel deutlicher und direkter artikulierten. Diese Vielfalt spiegelte sich in den Medien im nationalen wie transnational übergreifenden Raum.

Die Studie folgt einem nur scheinbar mechanischen Schema mit drei in jeweils drei Akte gegliederten chronologischen Kapiteln: Der Frühling 1989 ist dem chinesischen Schreckgespenst (*épouvantail*) und der Niederschlagung der Proteste auf dem



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Tiananmen-Platz gewidmet. Im Sommer und Herbst geht es um die friedliche Revolution in der DDR und im Winter 1989 schließlich um die weniger beachteten rumänischen Ereignisse von den revolutionären Unruhen über die Ermordung des Präsidenten Ceaușescu bis zum mit Fragezeichen versehenen Neubeginn. So unterschiedlich diese drei Fälle auch lagen, so verschieden ihre Höhepunkte auf den ersten Blick auch waren, folgten sie ihrerseits einem charakteristischen Dreischritt unterschiedlicher Emotionen. Die unmittelbaren Erwartungen und Erfahrungen der drei Großereignisse wirkten jeweils auf das nächste. Wichtiger als diese waren allerdings die langfristigen Prägungen der jeweiligen Kommunikationsgemeinschaften, die oft spontan und kurzfristig auf recht alte, vor allem nationale Stereotype zurückgriffen und diese öffentlich emotional verbreiteten.

Das Panorama der Emotionen beruhte auf traditionell verankerten Sichtweisen, wurde jedoch in Frankreich und in der BRD situativ unterschiedlich mobilisiert. Um nur ein Beispiel zu nennen: Zu China etwa gab es ähnliche Allgemeinvorstellungen. Mit den ersten Demonstrationen vom Mai 1989 kamen jedoch recht unterschiedliche aktive Filter zur Geltung. In Frankreich assoziierte man mit den Protesten – gerade im Jahr des »Bicentenaire«, des 200. Jubiläums der Revolution von 1789 – die Vorstellung von bürgerlicher Befreiung. In der BRD, in geringerem Maße auch in Frankreich, wurden Erinnerungen an 1917 wachgerufen und damit an die Herrschaft des Kommunismus seither. In Frankreich kam der Bezug auf 1968 und die studentische Rebellion hinzu, was in Westdeutschland kaum eine Rolle spielte.

Dank der Gleichzeitigkeit von Ereignissen und ihrer medialen Verbreitung, nicht zuletzt durch das Fernsehen, luden sich die Bilder unmittelbar mit der Fülle der Emotionen auf. Die unterschiedlichen Akteure wiederum suchten diese zu rationalisieren, um eine bessere Vorstellung von den zu erwartenden Ereignissen zu bekommen. Von der Niederschlagung der Revolution auf dem Platz des Himmlischen Friedens Anfang Juni berichteten französische Diplomaten relativ ruhig, während ihre deutschen Kollegen wesentlich aufgeregter nach Bonn kableten. In der breiteren Öffentlichkeit, in Frankreich weniger, in Westdeutschland stärker, wurden Stereotype von Barbaren und einem angeblichen chinesischen Volkscharakter bemüht. Zu Recht weist Miard-Delacroix darauf hin, dass diese Einschätzungen nicht zuletzt das (vermeintlich aufgeklärte) Eigenbild der Beobachter spiegelten (101).

In der deutsch-deutschen Entwicklung 1989 stellte sich zunächst allgemein die Frage nach »Exode ou révolution«, Auswanderung aus oder Revolution in der DDR. Es verstand sich von vornherein, dass die Emotionen auf der direkt betroffenen deutschen Seite sich von denen in Frankreich unterschieden. Man sprach in Paris offiziell von legitimen Ansprüchen und pflegte eine neugierig gelassene Haltung, aber: »le ton est calme, mais les formulations sont de la nature à susciter l'inquiétude, voire la peur« (190). Meisterhaft gelingt es der Autorin, in einer breiten Matrix



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

von politisch-gesellschaftlichen Erwartungen den schnellen Wechsel der unterschiedlichen Emotionen auf beiden Seiten des Rheins nachzuzeichnen und ihm in allen Windungen zu folgen. Die Furcht vor einer »chinesischen Lösung« mitten in Europa wechselte sich ab mit der Freude über die Chance für die Deutschen, beziehungsweise gingen beide bei den einzelnen Protagonisten ineinander über. Den Höhepunkt der Erregung bildete selbstverständlich der Mauerfall, dann aber auch das von Kanzler Kohl entworfene 10-Punkte-Programm zur deutschen Einheit, angesichts dessen auch die offizielle französische Regierungspolitik von Sorgen über den Bestand der (vorgeblich) in Jalta 1945 begründeten europäischen Nachkriegsordnung geprägt war. »Le cœur réchauffé, mais l'esprit inquiet« titelt Miard-Delacroix den Abschnitt zur französischen Wahrnehmung des Mauerfalls, bei der 1789 und der Sturm auf die Bastille vor Augen standen.

Gerade bei der Revolution in der DDR zeigt sich die Doppelrolle von Emotionen: Mal dienen sie als nützliches Werkzeug, dann aber auch wieder als ein Motiv für Argumentationen, als nutzbare Ressource (244). Ob Emotionen „authentisch“ waren oder politisch benutzt wurden, darauf komme es letztlich gar nicht an: Die Instrumentalisierung der Emotionen der Zielgruppe sei überhaupt eine Konstante der Politik, zumal in den internationalen Beziehungen, spitzt die Verfasserin zu (247). So konnte im November der frühere Premierminister Michel Debré die Sorgen und Ängste auf den Punkt bringen, indem er analysierte, dass Rapallo (also angeblich deutsch-sowjetischen Sonderbeziehungen wie 1922) nun Jalta (also die europäische Ordnung vom Februar 1945) ersetze; vor allem aber: »jamais plus de Munich« (249), also keine Kapitulation der Westmächte vor der deutschen Expansion wie 1938.

Der rumänische Fall ist der am wenigsten bekannte. Hier legt Miard-Delacroix zunächst die diplomatische Isolierung der rumänischen Regierung aufgrund der besonderen schweren Verstöße gegen die Menschenrechte dar. Als im Oktober eine Revolution »en pays barbare« ausgelöst wurde, wurden die Nachrichten aufgrund eines Mangels an direkten Informationen aus Rumänien von manchen in Analogie zum Tiananmen-Massaker gelesen. Markante Ereignisse und Nachrichten, etwa Berichte über die Zustände in rumänischen Kinderheimen, weckten in Frankreich wie in Deutschland emotionale Anteilnahme mit der Entwicklung in Rumänien.

Die Autorin verfolgt die weiteren Ereignisse bis ins Frühjahr 1990, als sich am Horizont als weitere Revolution das Ende der Apartheid in Südafrika abzeichnete: In Deutschland waren dabei Menschlichkeit, in Frankreich die Menschenrechte zentrale Bezugspunkte der Zukunftshoffnungen für Südafrika.

In ihrer Schlussbetrachtung sucht Miard-Delacroix die Hoffnungen und Erwartungen von 1989 einzuordnen, bis hin zur Entstehung des kurzzeitigen Eindrucks, einem „Ende der Geschichte“ beizuwohnen. Die positiven Emotionen von 1989 wurden



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

recht schnell durch die Jugoslawienkriege erschüttert und die Erschütterungen reichen für die Autorin nicht zuletzt bis in die Gegenwart des Frühjahrs 2025 als Fluchtpunkt des Schlusskapitels. Emotionen werden einleuchtend als Instrumente zur Reduktion von Komplexität benannt, die ermöglichen, den schnellen Wandel und die sich überstürzenden Ereignisse mit Sinn zu versehen. Das ist in diesem großen Buch mit methodisch weitem Blick überzeugend gelungen. Realgeschichte im Sinne einer Politikgeschichte bildet auf reflektierte Weise den Stand der Interaktionen innerhalb des Staatensystem ab, aber mit den Emotionen wird eine Tiefendimension einbezogen, die wesentlich mehr Beachtung als bisher üblich verdient. Diese Dimension äußert sich maßgeblich in historischen Metaphern und Bildern der jeweiligen Erinnerungsgemeinschaften und ruft einen reichen Schatz unterschiedlich besetzter Emotionen ab. Kritisch ließe sich einwenden, dass in der Studie anhand einer beeindruckenden Quellengrundlage zwar das Emotionenspektrum der jeweiligen Gesellschaften in seiner ganzen Breite gezeigt wird – dass aber gerade die als Quellen herangezogenen Medien ihrerseits gleichzeitig Ausdruck und Erzeuger von Emotionen waren. Ferner können gerade emotionale Argumentationen und Auftritte in der internationalen Politik auch taktisch-berechnend eingesetzt werden; sie müssen also nicht auf realen Emotionen beruhen. Beide ist der Verfasserin klar und sie benennt dies auch gelegentlich. Mit ihrer sorgfältig gearbeiteten Studie ist Héléne Miard-Delacroix ein großer Wurf gelungen.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Sarah Gensburger, Sandrine Lefranc, La mémoire collective en question(s), Paris (Presses universitaires de France) 2023, 304 p. (Sociologie et Sciences de l'éducation), ISBN 978-2-13-083599-8, EUR 25,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Christoph Cornelißen, Frankfurt am Main

Obwohl der Begriff des »kollektiven Gedächtnisses« schon Mitte der 1920er-Jahre von dem französischen Soziologen Maurice Halbwachs in die sozial- und geisteswissenschaftliche Forschung eingeführt worden ist, fällt die Hochkonjunktur seiner Verwendung in eine weit spätere Phase. Im Grunde setzte der rasante Aufschwung, ja, die geradezu »unheimliche« Konjunktur der Gedächtnisforschung erst im Laufe der 1970er-Jahre ein und begründete damit international ein neues Paradigma nicht nur in den Sozial- und Geisteswissenschaften, sondern auch in den Kognitions- und Naturwissenschaften. Wie man der knappen, aber konzisen Einleitung der beiden Herausgeberinnen des vorliegenden Bandes, der Soziologin Sarah Gensburger und der Politikwissenschaftlerin Sandrine Lefranc, entnehmen kann, ist die Rede vom kollektiven Gedächtnis mittlerweile auch außerhalb des wissenschaftlichen Raumes derart populär geworden, dass er in Politik und Gesellschaft zu einem Schlüsselbegriff bei der Aushandlung von Erinnerungskulturen aufgestiegen ist. Dass das Interesse daran in Frankreich besonders groß ausfällt, geht auf die große Aufmerksamkeit zurück, die man hier schon lange der symbolischen Politik geschenkt hat. In Deutschland stellte sich die Lage zunächst ganz anders dar.

Alle damit verbundenen Debatten und Konflikte sind inzwischen zum Gegenstand eines eigenständigen Forschungszweigs aufgestiegen, der am Centre national de la recherche scientifique (CNRS) namentlich unter der Leitung der international renommierten Sozialwissenschaftlerin Marie-Claire Lavabre zahlreiche Untersuchungen zu epistemischen, methodischen und inhaltlichen Fragen angestoßen hat. Bei der vorliegenden Sammelschrift handelt es sich letztlich – ohne dass diese Gattung hier ausdrücklich so genannt wird – um eine Festschrift für Lavabre aus der Feder ihrer Kolleg:innen und Schüler:innen. In insgesamt fünfzig kurzen Essays thematisieren Expert:innen aus den Sozial-, Geschichts- und Politikwissenschaften sowie aus Anthropologie, Archäologie und den vergleichenden Literaturwissenschaften eine Fülle von Grundsatzfragen oder sie gehen näher auf ausgewählte inhaltliche Aspekte, Räume und Akteure der Gedächtnisforschung ein.

Ausgehend von Überlegungen, ob es überhaupt so etwas wie ein kollektives Gedächtnis gebe (Paolo Jedloski) oder ob es der Erinnerung an die Kolonien bedürfe (Irene Dos Santos), die



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

(öffentliche) Erinnerung vielleicht besser europäisch eingefärbt sein sollte (Valérie Rosoux), fragen die folgenden Beiträge nach »Gedächtnisunternehmern« wie beispielsweise der katholischen Kirche (Patrick Michel) oder den Städten (Patrick Le Galès), nach Internationalisierungsprozessen der lokalen Erinnerung oder etwa nach der Rolle spezifischer Akteure, darunter die der Historiker:innen (Peter Schöttler). Eher provokativ wirkt im Vergleich dazu die Frage von Julie Lavielle, ob man die *musées-mémoriaux* nicht besser schließen solle, während Henry Rouso darüber informiert, welche Erinnerung wie in die Museen gelangt sei. Carol Gluck fügt dem Ganzen Überlegungen zu der Frage hinzu, ob der transnationale Erinnerungs-Aktivismus nicht auch seine problematischen Seiten aufweise.

Die wenigen hier angeführten Aufsatztitel können nur in Umrissen eine Vorstellung von den Themenschwerpunkten des Bandes vermitteln, die jeweils in knappen, aber gut lesbaren Essays, ergänzt um bibliografische Hinweise für eine weiterführende Lektüre, ergründet werden. Zu den Vorzügen dieser Anlage gehört es, dass den Leser:innen ein gut informierter Querschnitt über die mittlerweile sehr breit ausufernde Forschungslandschaft geboten wird. Darüber hinaus werden gerade auch methodische Grundsatzfragen etwa zum Verhältnis konkurrierender Gedächtnisgruppen untereinander und den Ansprüchen auf Anerkennung in einer nationalen Erinnerungskultur (Sylvain Antichan), zu den Beziehungen zwischen Gedächtnis und Gefühlen (Jean-Philippe Heurtin) oder zur Erinnerung ohne *souvenirs* abgehandelt (Thibaut Ducloux). Zu den Nachteilen gehört es, dass dem vorliegenden Band die unmittelbar einsichtige Systematik eines Handbuchs fehlt, außerdem die Beiträge eher wie kurze Flashlights wirken, die den Vordergrund ausleuchten, ohne in der vorgegebenen Länge die Hintergründe eines oft komplexen Zusammenhangs hinreichend ergründen zu können. Es verwundert außerdem, dass die internationale Forschung zum Gedächtnis oft nur am Rande berücksichtigt wird, obwohl die mit diesem Band geehrte Kollegin an bekannten ausländischen Wissenschaftsinstitutionen geforscht und gelehrt hat. Gewiss, der Beitrag von Florent Brayard zur Übersetzung von *Mein Kampf* oder von Michel Werner zur Versöhnungspolitik von Franzosen und Deutschen gehen in diese Richtung, doch in der Summe wird die weite Welt und auch die internationale Forschung im vorliegenden Band zu wenig berücksichtigt.

Umso eindrücklicher aber machen die hier abgedruckten Beiträge darauf aufmerksam, dass es der Gedächtnisforschung in der Gegenwart nicht primär darum geht, sich mit dieser oder jener Geschichte zu befassen, sondern vor allem darum, sich auf übergreifende Weise mit den sozialen, politischen und wirtschaftlichen Mechanismen auseinanderzusetzen, die hinter dem Erinnern – wie auch hinter dem Vergessen oder hinter der öffentlichen Wahrnehmung – der Vergangenheit stehen. In dieser Weise analytisch gefasst, bietet der Band anregende Aufrisse zu einem Paradigma, das es verdient, auch in Zukunft aufmerksam fortentwickelt zu werden. Wer, wie heute

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2026.2.116029](https://doi.org/10.11588/frrec.2026.2.116029)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

oft zu lesen ist, vom Überdruß an einem überlebten Konzept redet, der vergisst darüber, dass demokratische Ordnungen auf historisch-wissenschaftlich gut begründeten und politisch ausgehandelten Gedächtniskulturen ruhen, in die auch die »unangenehmen« Seiten (Nicola Tranfaglia) der jeweils eigenen Geschichte Eingang finden müssen. Dass inzwischen überall die Gegner der Demokratie genau dagegen ankämpfen, sollte aufhorchen lassen.

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:

[10.11588/frrec.2026.2.116029](https://doi.org/10.11588/frrec.2026.2.116029)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Cosima Götz, Metropolen im Wettbewerb. Stadtplanung und Stadtgesellschaften 1890–1940, Göttingen (Wallstein) 2025, 368 S., 82 s/w und farb. Abb. (Moderne Zeit. Neue Forschungen zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, 38), ISBN 978-3-8353-5827-0, EUR 40,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Eleonora Marchioni, Paris

Lauréate de plusieurs prix, notamment du prix Hedwig Hintze, décerné par l'association des historiens et historiennes d'Allemagne en 2025, la thèse de l'historienne Cosima Götz est sans aucun doute innovante. L'autrice dévoile au lecteur les coulisses d'un objet d'études étonnamment absent de la recherche historique et urbaine (20): les concours internationaux de planification urbaine entre 1890 et 1940. Toutefois, ces concours ne seraient que des exemples d'une histoire beaucoup plus large et complexe que Götz tâche d'esquisser: celle de la concurrence et de la compétition, termes condensés dans le mot allemand *Wettbewerb*. Götz part d'un phénomène significatif sur lequel on sait peu et elle utilise le travail historique comme outil de recherche. C'est là que réside toute la beauté de son geste scientifique, ainsi que le défi de se pencher sur un sujet sur lequel l'état de l'art est pratiquement inexistant.

Pour faire cela, Götz nous propose un périple dans l'espace et dans le temps; elle analyse quatre villes, vers lesquelles on est catapulté dès le prologue, constitué d'une page de texte et d'une image pour chaque cas d'études. Ces quatre villes présentent un dénominateur commun: elles sont des capitales, dont le *masterplan* a fait l'objet d'un concours international – Berlin (1908–1910), Canberra (1911–1912), Paris (1919–1920), Ankara (1927–1929). Son argumentation du choix des cas d'études reste plutôt faible. Cependant, au fur et à mesure que l'on avance dans la lecture du volume, on s'en passe assez aisément, car on est davantage curieux de voir des exemples disparates de comment un concours de la sorte s'organise, d'observer les rivalités dont il peint le scénario, ou encore, d'en estimer sa réalisation ou non réalisation dans la vraie vie, hors des papiers du concours.

Dans la première partie du livre, Götz retrace les logiques de l'attractivité des concours entre 1890 et 1940. Une raison réside dans le discours problématisant autour des métropoles au tournant du XX^e siècle: elles sont synonymes de la maladie, du déclin, de dépeuplement, et d'un danger menaçant global (56), d'où l'urgence de les transformer pour que la société en bénéficie. Ces discours se greffent aux impératifs de maîtriser ces changements inarrêtables tels que l'industrialisation et l'urbanisation. Dans ce contexte, la discipline de l'urbanisme prend forme et les



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

concours pour la planification des métropoles ont du succès, car ils promettaient une conception d'ensemble, capable de »remettre de l'ordre dans le chaos« (41), ou encore de résoudre »tous les problèmes liés à la croissance des métropoles« (71).

Tout cela devenait possible grâce au *masterplan*, qui promettait ambitieusement »la fin de toutes les crises des villes et des sociétés urbaines« (101). Cet outil est à la fois une vision d'ensemble de la métropole et un plan-guide pour organiser l'avenir de la ville et de sa société, en termes de réseaux de transports, d'espaces verts, de logement, d'esthétique urbaine et de bien-être de sa population. Un projet d'une telle envergure impulsait la formation de groupes interdisciplinaires participant aux concours.

La deuxième partie se penche plus précisément sur le déroulement des concours et sur le succès de cette formule. C'est dans cette partie que l'on comprend à quel point ces concours exemplifiaient le monde de la compétition/concurrence. Même sans un règlement international, les concours internationaux se déroulaient de façon similaire entre la fin XIX^e et le début du XX^e siècle, mais aussi au jour le jour. La seule différence réside dans la quantité de contraintes liées à la logistique du transport ainsi qu'aux obstacles linguistiques: autrefois, rien que pour l'envoi de la documentation dans les deux sens, il fallait compter des semaines, voire des mois. Une fois l'évaluation du jury complétée, le projet gagnant était désigné lors d'une conférence de presse, puis il était publié et présenté au grand public lors d'expositions.

Au-delà des aspects techniques, Götz démontre bien à quel point le cadre international ne soit pas qu'un scénario de la bonne entente, mais plutôt un arrière-plan de confrontations et de conflits. À l'appui de plusieurs exemples, l'autrice détecte des régularités dans les contestations, telles que les jugements des jurys, les décisions des commissions, ou encore des soupçons de plagiat. Il n'était pas rare que les concours renforçassent des conflictualités déjà existantes ou ils en créèrent lorsqu'elles avaient de l'écho dans l'opinion publique. À côté des avantages pratiques, tels que le rassemblement de plusieurs idées du *masterplan* d'un seul coup, les concours pour les métropoles nourrissaient et résultaient d'une manière compétitive de penser. Au même titre que les expositions universelles ou les Jeux olympiques, les concours internationaux de planification urbaine exemplifient le monde de la concurrence, et c'est pour cela que l'autrice estime pertinent de les analyser comme exemple d'histoire de la concurrence (traditionnellement abordée d'un point de vue économique ou bien interétatique).

Dans la troisième partie, Götz explore l'internationalité des concours, qui permettait aux jeunes urbanistes d'accéder aux réseaux internationaux, tout comme aux fonctionnaires administratifs de différents pays d'entrer en contact (174). Toutefois, les candidats internationaux étaient parfois défavorisés par rapport aux candidats sur place, car ils n'accédaient aux documents et aux plans que tardivement et donc disposaient de moins de temps pour y travailler. Au niveau linguistique, des

19.-21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2026.2.116030](https://doi.org/10.11588/frrec.2026.2.116030)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

hiérarchies et des inégalités se reproduisaient car, même si toutes les langues étaient admises, les candidats devaient être capables de déchiffrer les plans et les documents par eux-mêmes. Les événements géopolitiques également finissaient par influencer la participation des candidats, notamment lors de la Première Guerre mondiale (183). En outre, des transferts se passaient également au niveau de la documentation et des plans des concours qui circulaient pendant plusieurs décennies dans différentes parties du monde. Ces documents permettaient aussi aux idées et aux pratiques de voyager (194).

Götz se consacre également à un autre manque historiographique: l'absence d'études sur le caractère transnational des biographies des urbanistes. Elle retrace ainsi trois modes de fonctionnement à titre d'exemple: des urbanistes qui déménagent complètement à l'étranger, ceux qui déménagent dans les colonies et ceux qui préfèrent rester mais effectuent ponctuellement des déplacements pour visiter les endroits pour lesquels ils dessinaient les *masterplan* (207).

Enfin, dans la quatrième partie, Götz analyse l'après-concours, notamment des conséquences concrètes après la désignation du projet gagnant. Elle démontre le décalage entre les résultats et les attentes initiales, notamment à cause des conflictualités et des points de friction qui dérivent du concours et de ses résultats. Le choix de l'autrice de se focaliser sur ces derniers laisse le lecteur quelque peu sur sa faim, car on s'attend à beaucoup plus de détails selon les villes sur l'après-concours.

Metropolen im Wettbewerb, fruit d'un remarquable travail d'archive et de rigueur scientifique, donne clairement l'élan à des recherches ultérieures sur le thème.

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:

[10.11588/frrec.2026.2.116030](https://doi.org/10.11588/frrec.2026.2.116030)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Falko Heinz, Landau in der Pfalz und die französische Fremdenlegion 1945–1955, Ubstadt-Weiher (Verlag Regionalkultur) 2023, 278 S., ISBN 978-3-95505-391-8, EUR 29,80.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Eckard Michels, London

Das vorliegende Buch mit seinem auf den ersten Blick sehr speziellen Thema behandelt ausführlich und quellengesättigt einen Aspekt der deutsch-französischen Beziehungen, der das Leben (und zu einem wesentlich geringeren Teil das Sterben) von Zehntausenden von jungen Deutschen betraf und in der ersten Hälfte der 1950er-Jahre bundesweit für viel Aufsehen sorgte und das Verhältnis der beiden Länder zueinander überschattete. Die südpfälzische Kleinstadt Landau war vom Sommer 1945 bis zum Mai 1955, als die Bundesrepublik souverän wurde, durchgängig der Hauptanwerbeort für die Fremdenlegion in der französischen Besatzungszone. Andere Rekrutierungsbüros existierten zeitweilig in Freiburg im Breisgau, Kehl, Koblenz, Offenburg und Villingen. Diese Söldnertruppe benötigte vor allem wegen des Kolonialkrieges in Indochina so viele neue Soldaten wie nie zuvor. Das Buch befasst sich vor allem mit den Jahren 1952 bis 1955, als die Landauer Anwerbungen wie auch der für Frankreich immer verlustreicher werdende Krieg in Südostasien wiederholt die Landes- und Bundespolitik beschäftigten. Während der Schlacht von Diên Biên Phu im Frühjahr 1954 hielt der Krieg wegen der unterstellten großen Zahl deutscher Legionäre in Indochina und des vermeintlich unersättlichen Hungers der Söldnertruppe nach jungen Bundesbürgern die westdeutsche Öffentlichkeit regelrecht in Atem. Entsprechend dicht ist die Quellenlage für diesen Zeitraum auf deutscher Seite. Der Autor geht davon aus, dass in diesen Jahren monatlich 500 bis 600 junge Deutsche, die Hälfte davon weniger als 21 Jahre alt und damit nach damaligem deutschem wie französischem Recht minderjährig, nach einer Voruntersuchung im Anwerbungsbüro in Landau mit Militärtransporten nach Frankreich überstellt wurden. Dort fand eine weitere Überprüfung zur Eignung der Freiwilligen statt, an deren Ende eventuell die Verpflichtung für den fünfjährigen Dienst in Nordafrika oder Indochina erfolgte.

Die groben Züge der Werbeaktivitäten der Fremdenlegion im besetzten Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg, deren negative Rückwirkungen auf das Frankreichbild in der jungen Bundesrepublik sowie die Bonner Demarchen in Paris, um diesem bilateralen Streitpunkt die Schärfe zu nehmen, sind zwar erforscht.¹ Doch dank akribischer und umfangreicher Forschungen vor allem



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ Eckard Michels, *Deutsche in der Fremdenlegion 1870–1965. Mythen und Realitäten*, Paderborn 2006.

in den rheinland-pfälzischen Regional- und Lokalarchiven kann der Autor dem Thema manche Facette hinzufügen, das Geschehen durch das Einflechten einzelner Biografien von potenziellen Legionären konkretisieren und einige Detailfehler, die zum Beispiel dem Rezensenten bei seinen eigenen Recherchen vor drei Jahrzehnten unterlaufen sind, korrigieren.

So befasst sich Heinz ausführlich mit der »Abwehrarbeit« der staatlichen Behörden in Rheinland-Pfalz und den Aktivitäten der in dieser Frage besonders engagierten SPD, ihrer Jungsozialisten sowie des Evangelischen Hilfswerks der Pfalz. Diese Bemühungen dienten ab 1952 dem Versuch, die aus dem ganzen Bundesgebiet nach Landau reisenden jungen Männer abzufangen, bevor sie die dortige französische Kaserne erreichten und damit dem Zugriff von deutscher Seite entzogen waren. Man bemühte sich, die Legionskandidaten davon zu überzeugen, dass eine Verpflichtung in der Söldnertruppe fatale Konsequenzen haben könne. Man schickte sie entweder, sofern minderjährig, zu ihren Eltern zurück oder versuchte ihnen eine – allerdings zumeist wenig attraktive – berufliche Alternative zu bieten, etwa eine Ausbildung zum Waldarbeiter. Die Fremdenlegion und die ihr assistierende französische Gendarmerie torpedierten die deutschen Initiativen, indem man den Interessenten für die Legion riet, nicht mit der Bahn bis Landau zu fahren, wo deutsche Polizisten und Sozialarbeiter sie abfangen könnten, sondern bereits einige Stationen zuvor auszusteigen und sich dann zu Fuß oder per Anhalter zur Anwerbestelle durchzuschlagen.

Die französischen Aktionen und Perspektiven bleiben im Buch etwas unterbelichtet. Das mag zum Teil der Nicht-Existenz oder mangelnden Zugänglichkeit entsprechender Primärquellen geschuldet sein. Allerdings erstaunt es, dass der Autor, der ansonsten keine Mühen gescheut hat, die einschlägigen deutschen wie französischen Archive zu konsultieren, die früher in Colmar und heute in den Archives diplomatiques in La Courneuve befindliche Überlieferung der französischen Besatzungsbehörden nicht berücksichtigt hat. Er deutet immerhin an, dass die Kreisdelegierten der zivilen Besatzungsverwaltung in Landau wegen der negativen Rückwirkungen auf das deutsch-französische Verhältnis und aus Verständnis für Sorgen und Ängste, die eine Verpflichtung in der Fremdenlegion bei den Eltern der jungen Männer hervorrief, die Werbeaktivitäten der Fremdenlegion ablehnten. Die Kreisdelegierten, gelegentlich mit verzweifelte Eltern konfrontiert, waren jedoch gegenüber den eigenen Militärbehörden machtlos.

Der Lektüregenuss wird durch sehr lange Sätze geschmälert, in die ein Maximum an Informationen und inhaltlichen Bezügen gepresst wird. Ohnehin tendiert das Buch, auch wenn es sich als Mikrohistorie mit dezidiert regionaler und lokaler Perspektive versteht, dazu, sich in zu vielen Details oder einigen für das Thema wenig ergiebigen Exkursen zu verlieren. Zu letzteren zählen die Passagen um die Diskussionen in Landau, ob die Stadt eine Garnisonsstadt für die sich im Aufbau befindlichen westdeutschen

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:

[10.11588/frrec.2026.2.116031](https://doi.org/10.11588/frrec.2026.2.116031)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Streitkräfte werden könne, oder jene über die DDR-Aktivitäten in Bezug auf die Fremdenlegion. Gleichwohl wird die gelegentlich ein wenig strapazierte Geduld des Lesers am Ende mit einer souveränen thematischen Zusammenfassung, einer umfassenden Bibliografie auf neuestem Forschungsstand und einer reichhaltigen Bebilderung belohnt.

19.–21. Jahrhundert – Histoire
contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2026.2.116031](https://doi.org/10.11588/frrec.2026.2.116031)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Nina Janz, Denis Scuto (ed.), The Impact of War Experiences in Europe. The Conscription of Non-German Men and Women into the »Wehrmacht« and »Reichsarbeitsdienst« (1938-1945), Berlin, Boston (De Gruyter Oldenbourg) 2025, VIII-443 p., 8 b/w fig. and 30 col. fig., ISBN 978-3-11-108311-7, EUR 49,95.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Jean-Noël Grandhomme, Strasbourg

Plusieurs ouvrages ont été publiés au cours des dernières années sur la question des minorités nationales dans l'armée allemande, avec des situations juridiques évidemment très différentes entre 1914-1918 et 1939-1945. Pour la Grande Guerre, citons les deux volumes: *Soldats d'entre-deux. Identités nationales et loyautés d'après les témoignages produits dans les Empires centraux pendant la Première Guerre mondiale* (PUS, 2019) et *Alsace(s) et Lorraine(s). Soldats d'entre-deux des Empires centraux (1914-1918). Études, regards et témoignages* (Publications historiques de l'Est, 2023), actes, en deux livraisons, de journées d'études organisées à Strasbourg en 2014, publiés par Ségolène Plyer, Jean-Noël Grandhomme et Raphaël Georges. En ce qui concerne la Seconde Guerre mondiale se détache le livre publié sous la direction de Frédéric Stroh et Peter M. Quadflieg, *L'Incorporation de force dans les territoires annexés par le IIIe Reich* (PUS, 2016), actes d'un colloque organisé au Mémorial d'Alsace-Moselle en 2012. C'est dans le contexte d'un approfondissement de ce type de travaux que s'inscrit le présent ouvrage, qui réunit les contributions de chercheurs ayant participé, dans le cadre du projet WARLUX, mené par l'université du Luxembourg, à une rencontre qui s'est tenue en 2022.

Dans l'introduction, Nina Janz et Denis Scuto posent les enjeux de cette étude comparatiste, qui concerne plus d'un demi-million d'hommes et de femmes enrôlés de force dans l'armée ou dans les formations paramilitaires nazies. Ces incorporations sont motivées, pour le régime, outre par le prosaïque besoin de renforts, par le concept de *Volksdeutsch*, désignant une personne censée appartenir à la communauté allemande bien que née hors des frontières du Reich de 1938.

La première partie du livre est consacrée à la genèse du service militaire, c'est-à-dire au processus d'attribution de la citoyenneté allemande aux »annexés de fait« par des nazis qui, par ce tour de passe-passe juridique, croient naïvement limiter les critiques des Alliés et des États neutres à leur encontre. L'étude de cette politique est menée par Denis Scuto dans le cas du Luxembourg, où les *Urdeutsch Muselfranken* (soi-disant »Francs de la Moselle vieux Allemands«) passent par les différentes étapes imposées par le Gauleiter Simon, jusqu'à l'enrôlement de force. L'article



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

n'élude cependant pas l'existence de membres du parti et de volontaires, comme ailleurs, ni de catégories particulières, comme ces Luxembourgeois d'origine italienne. Chez les Slovènes d'Autriche, intégrés au Reich au moment de l'Anschluss, et chez ceux de Yougoslavie, pour partie annexés de fait en 1941, on trouve, comme partout, un certain nombre de volontaires pour les Waffen SS, mais surtout, là aussi, des incorporés de force; c'est ce que montre Klemen Kocjančič.

Dans la deuxième partie, consacrée aux témoignages, Nina Janz s'intéresse, à travers ce prisme du récit, aux Luxembourgeois qui ont relaté dans leurs écrits et oralement leur expérience de soldats «allemands». La chercheuse passe en revue des sources notamment constituées de lettres, et l'historiographie disponible sur le sujet. Une étude de cas, la correspondance des frères Pierrard, se révèle particulièrement éclairante, en particulier pour ce qui est des ambiguïtés inévitables entre exclusion et cohésion au sein d'une armée, quelle qu'elle soit. Philippe Beck aborde ensuite la question des Belges des Cantons de l'Est (Eupen, Malmédy et Saint-Vith), avec l'exemple des papiers conservés par la famille Beck-Peissen, qui comprennent notamment un document d'exception, l'album-photo *Unsere Dienstzeit*, dont plusieurs pages sont reproduites dans la communication; et une source concernant une «Malgré-elle» incorporée au Reichsarbeitsdienst (RAD). Dans la même veine, Monika Kokalj Kočevar analyse selon une grille historique, mais également littéraire, les carnets de six «Malgré-nous» slovènes, dans lesquels elle relève les nombreux thèmes abordés et l'usage, parfois, de la langue maternelle. Inna Ganschow propose quant à elle une plongée dans les témoignages de Luxembourgeois qui ont subi la captivité soviétique, dont la vie peut être résumée par la formule: «Faim, attente, retour», et qui sont parfois écrits sur des supports improvisés, comme de l'écorce de bouleau.

Dans la troisième partie, il est question des évasions et des actes d'insoumission, ainsi que des conséquences de ceux-ci sur les proches, en particulier l'internement (ou la réinstallation) des familles dans le Reich – en Silésie ou au Sudetenland, le plus souvent –, assortie de la confiscation de leurs biens, comme le montre Sarah Maya Vercruysse pour le Luxembourg, selon l'implacable logique de la *Sippenhaft* (responsabilité du clan). Avec Konrad Graczyk, il est question de la Pologne, avec l'exemple de l'aide apportée à des déserteurs, vue à travers les archives des tribunaux spéciaux chargés de juger les contrevenants à l'ordre nazi. Et Tobias Kossytorz évoque le traitement par les autorités helvétiques des déserteurs et réfractaires alsaciens en Suisse, généralement internés dans des camps de travail, où ils reçoivent souvent l'aide d'organismes caritatifs.

Enfin, dans une quatrième et dernière partie, consacrée aux prisonniers de guerre et aux changements d'uniforme de certains soldats, se trouve l'article de Machteld Venken sur les conflits d'allégeance, qui concernent en particulier les Polonais, dont certains combattent du côté des Alliés, tandis que d'autres servent



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

dans l'armée allemande, notamment en Normandie. La possibilité de combats fratricides est alors réelle et avérée. Philippe Gény s'intéresse pour sa part au regard porté par les Alliés occidentaux (Britanniques, Américains et Canadiens) sur les Alsaciens et Mosellans, et la manière dont ils les traitent dans les camps de prisonniers. Félix Streicher et Nina Janz montrent, en retraçant le parcours d'un Luxembourgeois, ancien enrôlé de force devenu militaire pour son pays, comment »la vie continue« après-guerre. À cet égard on pourrait aussi mentionner l'exemple à peine croyable de l'Alsacien Jean-Paul Bailliard (1924–2013), contraint de porter l'uniforme de la Wehrmacht dans sa jeunesse et devenu ensuite général de l'armée française, spécialiste du nucléaire.

Il revient à Jörg Echternkamp de conclure, avec une histoire des récits de l'expérience combattante, ce volume qui n'a certes pas fait le tour de la question – ce n'était pas possible –, mais posé de nouveau jalons pour une meilleure connaissance du destin de ces hommes et de ces femmes placés sur des frontières et appartenant à des minorités nationales. Cet ouvrage contribue en effet à une histoire différenciée de l'armée allemande, appelant les chercheurs à ne pas forcément toujours voir un »soldat allemand« sous l'uniforme de la Wehrmacht ou des Waffen SS, mais parfois un homme ou une femme dont la loyauté va à une autre patrie, placés là par un vent contraire: ceux qui soufflent régulièrement sur les pays d'entre-deux.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Christian Joschke, La révolution suspendue. Photographie et presse communiste dans l'Allemagne de Weimar (1918–1933), Paris (Éditions Macula) 2025, 440 p., 99 ill. en n/b (Transbordeur), ISBN 978-2-86589-165-8, EUR 40,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Simon Dell, Norwich

This book is a significant achievement: it is the first sustained analysis of the different aspects of Communist photographic practice in Weimar Germany. There have been analyses of major publications such as *Die Arbeiter-Illustrierte Zeitung* and studies of the worker photography movement and of important individuals such as Willi Münzenberg and John Heartfield but these have not been integrated.¹ Yet what does such an integration yield?

Joschke's point of departure – as is made clear in the book's title – is the failure of the revolution in Germany. He identifies, quite reasonably, a first phase of revolutionary activity between the founding of the German Communist party in late 1918 and the abortive »German October« of 1923, and then a period between 1924 and 1929 when there were a regrouping of German Communists and a rethinking of tactics (32). Finally, there was a period of increased activity as Communists mobilised against the National Socialists. This view is unremarkable (and Joschke does not pretend otherwise), but it does have particular consequences for the study of photography. By starting with the ebbing of the revolutionary wave, Joschke puts German experience

¹ I write ›sustained‹ advisedly. There are much earlier surveys of Weimar culture which touch on different aspects of photographic practice: see for example Neue Gesellschaft für Bildende Kunst, *Wem gehört die Welt: Kunst und Gesellschaft in der Weimarer Republik*, Berlin 1977. For a more recent overview see Ben Fowkes, *Communism and the Avant-Garde in Weimar Germany: A Selection of Documents*, Chicago 2022. Heinz Willmann's *Geschichte der Arbeiter-Illustrierten Zeitung: 1921–1938*, Berlin 1975 is now dated but for this journal see the literature on Münzenberg cited below. For worker photography see Jorge Ribalta (ed.), *The Worker Photography Movement (1926–1939): Essays and Documents*, Madrid 2011 and Wolfgang Hesse (ed.), *Die Eroberung der beobachtenden Maschinen: Zur Arbeiterfotografie der Weimarer Republik*, Leipzig 2012. On Münzenberg see Babette Gross, *Willi Münzenberg: eine politische Biographie*, Stuttgart 1967, and for an overview of research see Bernhard H. Bayerlein, Kasper Braskén, Uwe Sonnenberg and Gleb J. Albert, [Research on Willi Münzenberg \(1889–1940\). Life, Activities, and Solidarity Networks. A Bibliography](#), in: Münzenberg Forum, December 13, 2013, accessed March 18, 2024. This site also makes available a wealth of primary and secondary sources. There is an extensive literature on Heartfield: the most detailed recent study is Sabine T. Kriebel, *Revolutionary Beauty: The Radical Photomontages of John Heartfield*, Berkeley and Los Angeles 2014.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](#)

at a distance from Soviet experience and his inclination is to maintain this distance, even when there are Soviet precedents for German practice, as was the case for the worker photography movement. Joschke does not make all German activity dependent on Comintern policy and this certainly makes sense as a way of approaching the work of Münzenberg, understandably a key figure in Joschke's account: Münzenberg was an energetic activist who tried hard to maintain autonomy for his media empire and would finally be excluded from the party in 1937.

Joschke is a cautious scholar and prefers to survey a terrain with care before advancing. Each of the three main sections of the book – dealing with »Agitprop«, *Die Arbeiter-Illustrierte Zeitung* and worker photography – has an expository chapter followed by a detailed account of how policies and strategies were pursued. Joschke takes particular care to establish the networks supporting the different aspects of photographic practice (here making effective use of a great range of published and archival sources).

The focus is close to the ground, so to speak. This has definite advantages. For example, it allows for a nuanced sense of the social composition of the worker photography movement. Joschke shows that, despite the costs of cameras, plates, film and developing, German Communist photographers were from the proletariat and not from the »worker's aristocracy«. Moreover, as many members of the rival Social Democratic Arbeiter Lichtbild-Bund came from the ranks of the Naturfreunde, they had quite different ambitions from the militant Communist photographers (221–227, 297). However, focussing on the agents on the ground does have drawbacks. A magazine such as *Die Arbeiter-Illustrierte Zeitung* may be analysed through its address to its readers, its attempts to educate the eye of the worker, yet how is this education to be understood? To answer that it is an education in class consciousness rather begs the question. Unveiling the exploitation of capitalists, an important ambition of the magazine, does not lead straightforwardly to a consciousness of the need for revolutionary struggle. In 1920 Lukács asserted »that class consciousness is identical with neither the psychological consciousness of individual members of the proletariat, nor with the (mass-psychological) consciousness of the proletariat as a whole; but it is, on the contrary, the sense, become conscious, of the historical role of the class«.² And Lenin had argued in *What is to Be Done?* that this class awareness can be brought to the worker »only from without«.³ So whilst Joschke has very good reasons for steering his account away from the role of the party hierarchy and the Comintern, this does leave unresolved important questions about the formation of class consciousness.

² Georg Lukács, *Class Consciousness*, in: *History and Class Consciousness. Studies in Marxist Dialectics*, London 1971, 46–82, 73.

³ V. I. Lenin, *What is to Be Done?*, in: Lars H. Lih, *Lenin Rediscovered. What is to Be Done?* In Context, Chicago 2008, 673–840, 745.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

I would have liked to see these questions probed more deeply but I must be clear that they are not the principal focus of the book. Instead, Joschke has pursued an enquiry into the networks of the illustrated revolutionary press. The new Communist party had to find an alternative to the dominant bourgeois media, and Joschke argues that in Germany this involved the participation of militants and readers (16). And he is quite clear that the new »horizontal« strategies developed to this end by Münzenberg and his collaborators were at odds with the hierarchical model of the party (86). Joschke's aim is to demonstrate how this participation was generated: integrating the study of worker photography with a study of the revolutionary press enables him to succeed admirably.

19.–21. Jahrhundert – Histoire
contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2026.2.116033](https://doi.org/10.11588/frrec.2026.2.116033)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Micha Knuth, Die stille Revolution. Marcel Gauchets
historische Anthropologie der Demokratie,
Hamburg (Hamburger Edition) 2025, 496 S., ISBN
978-3-86854-399-5, EUR 48,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Moritz Neuffer, Paris

Dem Bekanntheitsgrad von Intellektuellen ist es in aller Regel zuträglich, wenn sie als streitbar wahrgenommen werden. Bei Marcel Gauchet scheint es sich, zumindest was seine internationale Sichtbarkeit betrifft, anders zu verhalten: Dass der in Frankreich arrivierte politische Philosoph und Ideenhistoriker im Ausland bislang nur wenig rezipiert wurde, liege unter anderem daran, dass er es sich gründlich mit der »Bourdieu-Foucault-Linken« verscherzt habe, wie Micha Knuth sie nennt (182). Weithin sichtbar wurde diese Konfliktlinie im Jahr 2014, als Gauchet die »Rendez-vous de l'histoire« in Blois mit einem Vortrag zum Jahresthema »Les rebelles« eröffnen sollte, woraufhin der Schriftsteller Edouard Louis, der Soziologe Geoffroy de Lagasnerie sowie mehrere Historiker:innen zum Boykott der Veranstaltung aufriefen. Sie warfen Gauchet vor, wiederholt soziale Bewegungen sowie frauen- und homosexuellenrechtliche Forderungen delegitimiert und damit ultrakonservativen Positionen Vorschub geleistet zu haben – dass ausgerechnet jemand wie er über Rebell:innen sprechen solle, sei blanker Hohn, so der Tenor der Kritik.¹

Die damals geäußerten Vorwürfe und Gegenvorwürfe stehen nicht im Fokus dieses Buches. Was die Studie als erste deutschsprachige Monografie zu Gauchet leistet, ist die Vorstellung eines Werks, dessen Kern die anthropologisch fundierte Reflexion der Genese politischer Formen in der Menschheitsgeschichte ist. Dafür hat der Politikwissenschaftler Knuth in seiner dieser Publikation zugrunde liegenden Dissertation nicht weniger als das gesamte Schrifttum des 1946 geborenen Gauchet in seinen wichtigsten Themenkomplexen (Geschichte der Religion, der Demokratie und des modernen Individuums) sowie in seinen interdisziplinären Bezügen diskutiert, zu denen die strukturelle Anthropologie von Claude Lévi-Strauss, die Theorie der gegenstaatlichen Gesellschaften des anarchistischen Ethnologen Pierre Clastres und die Psychoanalyse in der Tradition Freuds gehören.

¹ Siehe unter anderem in Édouard Louis, Geoffroy de Lagasnerie, [Pourquoi nous appelons à boycotter les Rendez-vous de l'histoire de Blois](#), in: Libération, 30.7.2014 (5.5.2026); [Entretien avec Marcel Gauchet: le rebelle, ce »conformiste«](#), in: Le Monde, 9.10.2014 (5.5.2026); Ludivine Bantigny, Julien Théry-Astruc, Marcel Gauchet ou le consensus conservateur. Enquête sur un intellectuel de pouvoir, in: Revue du crieur 1/1 (2015), 4–19, DOI: [10.3917/crieu.001.0004](https://doi.org/10.3917/crieu.001.0004).



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](#)

Diese Werkschau, die Knuth »Anamnese« nennt, bildet eine Hälfte des Unterfangens von *Die stille Revolution*. Die zweite ist der »Genesis« des Werks gewidmet, die in die Jahre der Revolte um 1968 zurückführt. Damals nimmt Gauchet als Student der Universität von Caen an Aktionen der Protestbewegung teil und wird zum Schüler des Philosophen Claude Lefort, dessen Zeitschrift *Socialisme ou Barbarie* er schon als Jugendlicher gelesen hatte. Theoriearbeit und politische Praxis gehen für den situationistisch inspirierten Gauchet Hand in Hand, doch wie bei anderen Rebellen von 1968 stellt sich bei ihm später Ernüchterung ein. Er kommt zu der Ansicht, dass sich im Rücken der Akteure längst eine stille Revolution ereignet habe, die mehr philosophische Aufmerksamkeit verdiene als der laute Protest: Gemeint ist der Abschluss einer langen Entwicklungsphase in der Geschichte der Demokratie, in deren Verlauf die Religion als Ordnungsmacht von der Idee der Autonomie des Individuums abgelöst worden sei. Mit der Befreiung des Subjekts sei die Geschichte der Demokratie dabei nicht an ihrem Zielpunkt angelangt, vielmehr werde mit ihr eine neue Aushandlung des Verhältnisses zwischen Individuum und Kollektiv nötig.

Knuth gelingt es, Gauchets Beitrag zu dieser Aushandlung entlang dreier nahtlos aufeinanderfolgender Zeitschriftenprojekte – *Textures* (1971–1976), *Libre* (1977–1980), *Le Débat* (1980–2020) – nachzuzeichnen. Der Blick auf diese publizistischen Umwelten macht begreifbar, in welchen Kontexten von Zusammenarbeit, Abgrenzung und öffentlicher Debattenpolitik Gauchets Denken steht und sich verändert. In *Textures* ist zunächst die Zusammenarbeit mit Lefort und weiteren Theoretiker:innen radikaler Demokratie und gesellschaftlicher Selbstverwaltung wie Cornelius Castoriadis und Miguel Abensour entscheidend. Im Verlauf des Zeitschriftenprojekts vollzieht Gauchet allerdings eine entscheidende Abwendung vom Leitbild der *autogestion*, die Knuth als »Frankreichs letzte Utopie im Sinne der Hoffnung auf eine grundlegende Überwindung der kapitalistisch-liberaldemokratischen Gesellschaft« bezeichnet (73). Was Gauchet fortan von Lefort und anderen Linken trennen wird, ist seine Ansicht, dass der Nationalstaat der privilegierte Ort der Aushandlung zwischen dem Partikularen und dem Universellen sei und deshalb als Mittel der Emanzipation betrachtet werden müsse.

Vom Antiautoritarismus weg bewegt sich Gauchet hin zu einem Antitotalitarismus, der die französischen Intellektuellendebatten der Jahre um 1980 prägt. Statt revolutionärer oder radikaldemokratischer Überwindung des Bestehenden geht es Gauchet nun um eine Demokratie- und Staatstheorie innerhalb des Bestehenden, die auch den Kapitalismus nicht mehr bekämpft, sondern integrieren will. Diesen Weg setzt er in seinem dritten wichtigen Zeitschriftenprojekt fort: Ab 1980 ist er gemeinsam mit Pierre Nora für die liberal-neorepublikanische Zeitschrift *Le Débat* verantwortlich, die einen Gegenpol zu den Intellektuellen von 1968 (Sartre, Foucault, Bourdieu, Derrida etc.) bildet. Zusammen mit der Monografie *Le désenchantement du monde* von 1985 ist sie der entscheidende Meilenstein in Gauchets Karriere, der ihm erlauben



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

wird, ab 1990 sein Denken als Forschungsdirektor an der École des hautes études en sciences sociales institutionell zu verankern.

Knuth stellt das Denken seines Protagonisten nicht nur detailliert, sondern weitgehend auch mit angemessener Distanz dar. Alternativen zu Gauchets Positionen kommen dabei immer wieder zur Sprache, nicht zuletzt dank der Beleuchtung der von Antagonismen geprägten Zeitschriftenöffentlichkeit. So entsteht im intellektuellenbiografischen Teil des Buches keine Hagiografie, sondern ein Panorama öffentlicher und politisch-philosophischer Debatten in der französischen Zeitgeschichte, während die auf breiter Textkenntnis basierende Werkrekonstruktion sich als Einführung und Grundlage für weitere Forschung und Diskussion anbietet. Die These, dass die Verwerfungen mit der »Bourdieu-Foucault-Linken« der Sichtbarkeit Gauchets mehr geschadet als genützt hätten, lässt sich indes mit einem Fragezeichen versehen: Immerhin scheint sich die Aufmerksamkeit, die Gauchet erfahren hat, nicht zuletzt seinen Abgrenzungsgesten von dem gesellschaftlichen Aufbruch zu verdanken, den er einst selbst eingefordert hatte. Gewiss sind diese Abgrenzungsgesten nicht deckungsgleich mit dem wissenschaftlichen Gehalt des Werks, und doch gibt Knuths Buch Anlass zur Reflexion darüber, wie sie mit dem Werk einher- und in es eingehen: »Genesis« und »Anamnesis« erweisen sich am Beispiel Gauchets als unterscheidbare und doch untrennbar verflochtene Sphären intellektueller Geschichtsschreibung.

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2026.2.116034](https://doi.org/10.11588/frrec.2026.2.116034)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Wilfried Loth, Mitten in Europa. Die Deutschen und die europäische Einigung, Frankfurt am Main (Campus Verlag) 2025, 335 S., ISBN 978-3-593-52122-0, EUR 39,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Werner Bühner, München

Wilfried Loth ist zweifellos einer der prägenden Historiker der europäischen Integration. Sein Augenmerk gilt dabei seit jeher der Haltung der Deutschen zum Projekt der europäischen Einigung, ihren Motiven für Mitwirkung und Opposition, ihren Vorstellungen von einem geeinten Europa und der Rolle, die sie selbst beim Erreichen dieses Ziels spielen wollten. Seit 1977 hat er über dreißig einschlägige Aufsätze, Monografien und Überblicksdarstellungen publiziert, darunter das mehrfach aktualisierte Standardwerk über die noch immer unvollendete Geschichte der Einigung Europas. Einige der erwähnten Aufsätze sind, teilweise in erweiterter und aktualisierter Fassung, in dem vorliegenden Sammelband enthalten. In einer Zeit, in der die Europäische Union durch den russischen Überfall auf die Ukraine, disruptive Attacken aus den USA und europafeindliche Pläne und Aktivitäten populistischer Parteien massiv unter Druck geraten ist, kann ein solcher Rückblick Orientierungshilfe bieten, Kontinuitäten und Brüche erkennen lassen sowie Lehren vermitteln.

Loth hat die vierzehn ausgewählten Beiträge nach chronologischen und thematischen Gesichtspunkten geordnet. Am Anfang steht – gewissermaßen eine Zusammenfassung der Befunde der einzelnen Beiträge zu speziellen Themen – eine kompakte Langzeitstudie über die Deutschen und das Projekt der europäischen Einigung vom späten Kaiserreich bis in die Gegenwart. Loth verweist darauf, dass die »deutschen Bemühungen um eine Einigung Europas« über »weite Strecken von den gleichen Impulsen getragen« wurden, die »auch bei den übrigen Europäern« ausschlaggebend waren: dem Streben nach der »Schaffung größerer Wirtschaftsräume«, nach »effektiven Friedenssicherungs-Institutionen« und nach Schutz vor dem »weltrevolutionären Anspruch der Sowjetunion« auf der einen und der wirtschaftlichen Hegemonie der USA auf anderen Seite (11).

Deutsche Interessen zielten allerdings in stärkerem Maße als die der anderen Länder auf den Aufbau von Strukturen in Europa, in denen »Deutschland seine wirtschaftliche Potenz voll ausspielen konnte« (13). Hegemoniale Absichten lagen insbesondere den Europakonzepten der Nationalsozialisten zugrunde – und diskreditierten deutsche europapolitische Vorschläge zumindest in den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg. Nach und nach setzte sich indes die Idee der europäischen Einigung als ein »Mittel der Selbstbehauptung« (17) innerhalb des Blockkonflikts durch und überdauerte auch die deutsche Wiedervereinigung im Oktober 1990.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Nach einem deutlichen Rückgang der Zustimmung der Bevölkerung zur EU in den 1990er-Jahren stieg die Quote wieder an: Im Juni 2019 waren laut Eurobarometer immerhin 61 Prozent der Deutschen der Auffassung, »es sollten mehr Entscheidungen auf europäischer Ebene« getroffen werden (37). Im Übrigen sieht Loth selbst nach dem Beginn der zweiten Präsidentschaft Trumps und dem Aufschwung populistischer Kräfte durchaus Chancen für einen neuerlichen, erfolgreichen Anlauf zur Stärkung der EU. Möglicherweise erhält das Einigungsprojekt, wie schon nach dem Zweiten Weltkrieg, unfreiwillig wichtige Impulse von den externen »Föderatoren« Russland und USA.

Die nächsten Aufsätze behandeln besonders markante Momente des deutschen europapolitischen Diskussionsprozesses: Überlegungen im Widerstand gegen das nationalsozialistische Regime; Kontroversen um ein Europa als »Dritte Kraft«, die im eskalierenden Kalten Krieg zwischen den beiden »Hauptsiegern des Zweiten Weltkrieges« vermitteln sollte (63); sowie die Entwicklung der Europa-Konzepte der deutschen Sozialdemokratie zwischen den Programmen von Heidelberg 1925 und Godesberg 1959. Mit Konrad Adenauer und Walter Hallstein werden im Anschluss zwei frühe Architekten der deutschen Europapolitik gewürdigt, ebenso die Rolle pro-europäischer zivilgesellschaftlicher Vereinigungen, allen voran die einflussreiche Europa-Union. Komplettiert wird dieser thematische Komplex durch einen Beitrag über die widerstreitenden Europakonzeptionen in der Gründungsphase der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft.

Um die »zweite Generation« deutscher Europapolitik (8) geht es in den Aufsätzen über Willy Brandt, einen »Europapolitiker in einem sehr umfassenden Sinne« (198), Helmut Schmidt und Helmut Kohl. Kohls Rolle bei der Entstehung des Maastricht-Vertrags widmet Loth eine eigene Studie, in der er den Kanzler dafür lobt, dass er den »grundlegenden Widerstand der Bundesbank gegen die Währungsunion genau in dem Moment überwunden hat, in dem es aufgrund der unverhofften deutschen Einheit politisch notwendig war« (261). Mit einem Porträt des 1959 – zunächst unter anderem Namen – gegründeten Instituts für Europäische Politik, das heute in Berlin residiert, unternimmt Loth schließlich einen kurzen Ausflug in die wissenschaftliche Begleitung des Integrationsprozesses, nennt das Institut »eine Stimme der Vernunft« in den mitunter kontroversen Debatten und attestiert ihm, »mit geringen Mitteln einen gewaltigen Bestand europapolitischen Wissens angehäuft und zuverlässig sachkundige Informationen bereitgestellt« zu haben (277).

Näher an die Gegenwart heran führen die letzten Beiträge: eine Analyse der europapolitischen Ideen Wolfgang Schäubles und seines Agierens in der Euro- und der Griechenland-Krise – Kanzlerin Angela Merkel habe dabei »meist die bremsende Rolle eingenommen« (279) – sowie Überlegungen zur Europapolitik der »Ampel«-Regierung. Der letztgenannte Text ist der einzige Originalbeitrag des Bandes: Obwohl alle drei Koalitionspartner im Wahlkampf »mehr Europa« versprochen hatten und



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

eine Bundesregierung erstmals nach langer Zeit wieder das »Leitbild einer europäischen Föderation als Finalität des Integrationsprozesses« propagierte (292), konnten die dadurch geweckten Erwartungen unter anderem aufgrund des russischen Angriffs auf die Ukraine und der Herausforderungen durch Trump nicht erfüllt werden. Immerhin habe die »Ampel«-Regierung vor allem mit der Orientierung auf die strategische Souveränität der EU und die Unterstützung der Ukraine »in den Kernfragen aktueller Europapolitik [...] die richtigen Entscheidungen getroffen, wenn auch [...] mit ziemlicher Verspätung« (307).

Obgleich mit dieser einen Ausnahme alle Beiträge des Bandes bereits andernorts publiziert sind, entsteht ein insgesamt stimmiges, vielschichtiges und kenntnisreiches Bild der deutschen Europapolitik seit dem Ersten Weltkrieg, gestützt unter anderem auf Archivalien aus dem Historischen Archiv der Europäischen Union und den einschlägigen deutschen Archiven. Der chronologische Schwerpunkt liegt freilich eindeutig auf der Zeit nach 1945, aber das entspricht ja auch dem tatsächlichen Gang der Einigung. Loth konzentriert sich auf den politisch-diplomatischen Prozess, wirtschaftliche, soziale und kulturelle Aspekte bleiben eher im Hintergrund. Aber immer schimmert seine grundsätzlich proeuropäische Einstellung durch – angesichts der erwähnten Attacken auf die EU ist das von großer Bedeutung.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Catherine Maurer, Matthias Schulz (Hg.), Solidarität denken und praktizieren / Penser et pratiquer la solidarité, Stuttgart (Franz Steiner Verlag) 2024, 340 S. (Schriftenreihe des Deutsch-Französischen Historikerkomitees, 19), ISBN 978-3-515-12718-9, EUR 60,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Knud Andresen, Hamburg

Der Sammelband geht auf eine Tagung des deutsch-französischen Historikerkomitees 2018 in Straßburg zurück – also noch vor der Corona-Pandemie, als das Schlagwort Solidarität wieder populär wurde. Mit einem Fokus auf Frankreich und Deutschland werden Fallstudien präsentiert, in denen der Begriff Solidarität auf sehr unterschiedliche Bereiche analytisch angewandt wird. Im Vordergrund steht nicht der politisch aufgeladene Solidaritätsbegriff der Arbeiterbewegung, Fluchtpunkte der achtzehn Beiträge sind vor allem theoretische Verortungen, humanitäre Aktivitäten, die Ausgestaltung des Sozialstaates und internationale Unterstützungskampagnen.

Catherine Maurer verantwortet die Einleitung. Matthias Schulz stellt die Entwicklung des Begriffes von seiner Entstehung aus dem Schuldrecht des 18. Jahrhunderts bis ins 20. Jahrhundert dar. Das politische Konzept der Linken, das Mitte des 19. Jahrhunderts entstand, identifiziert er als »klassenbestimmten Solidaritätsbegriff« (29). Wirksamer als diese im Klassenkampf eingebettete Solidarität sei allerdings die Entwicklung zum Sozialstaat gewesen, den Schulz als Praxis der Solidarität versteht. Prägend war dieser Prozess im Frankreich der Dritten Republik, in der Solidarität zu einem »Schlüsselbegriff« (30) wurde. In Deutschland waren es vor allem Arbeiterbewegung und die katholische Soziallehre, die Praktiken und Konzeptionen der Solidarität hervorbrachten. Schulz unterscheidet zwischen emphatischer und gegenseitiger Solidarität mit Bezug auf deren Motive und grenzt diese von der »Philanthropie« ab (49). Dabei folgt er einer sozialwissenschaftlichen Definition als einer Form sozialer Kooperation innerhalb eines kollektiven Zusammenhangs, von der Familie bis zum Nationalstaat.

Im ersten Abschnitt mit fünf Texten stehen Theoretiker im Vordergrund, so der Jurist und Politiker Léon Bourgeois (Caroline Tixier), der mit seinem Buch *Solidarité* 1896 die politische Debatte in Frankreich und mit seiner Konzeption eines Völkerbunds auch international prägte. Einige Theoretiker hatten religiöse Hintergründe – so der Schweizer Theologe Leonhard Ragaz, den Anne-Marie Saint-Gille untersucht. Eine Brücke bildet der Jurist Georges Scelle, der in den 1920er-Jahren über europäische Zusammenarbeit, aber nur wenig über soziale Fragen in Europa schrieb (Hugo Canihac). Irène Herrmann untersucht, wie nach



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

dem Zweiten Weltkrieg Solidarität im Comité international de la Croix-Rouge (CICR) verhandelt wurde. Der Begriff taucht nur selten auf, meist als »solidarité humaine« (117), denn im CICR ging es nicht um Gegenseitigkeit oder Verpflichtung. Vielmehr blieben asymmetrische Machtverhältnisse prägend. Bei anderen Fallstudien sind diese Abgrenzungen nicht immer so klar formuliert.

Im zweiten Abschnitt zur »Entstehung transnationaler Netzwerke der Solidarität« beschreibt Barbara Lambauer transnationale jüdische Unterstützungsorganisationen vor dem Ersten Weltkrieg anschaulich, aber weniger theoretisch unterlegt. Lia Börsch beschäftigt sich mit der Liga für Menschenrechte im Deutschland der Weimarer Jahre, die sich für Carl von Ossietzky einsetzte, ab 1933 auch aus dem Exil. Ihre Solidarität mit Ossietzky war eng verbunden mit dem Kampf gegen den Nationalsozialismus. Als Vorläufer späterer Menschenrechtsorganisationen war die Liga in ihren Praktiken und Zielstellungen noch stark im nationalen Rahmen verhaftet. Am meisten überrascht der Text von Marion Aballéa, die sich Bekundungen der Solidarität zwischen Deutschland und Frankreich vor dem Ersten Weltkrieg widmet. Trotz vermeintlicher Erbfeindschaft wurde gegenseitig auch Anteilnahme gezeigt, was sie für sieben Ereignisse – Attentate, der Erkrankung von Kronprinz Friedrich, größere Katastrophen – anhand diplomatischer Akten klug auslotet. So zeigten etwa während der Pantherkrise 1911 Wilhelm II. und Marinestädte wie Kiel oder Wilhelmshaven große Anteilnahme nach der Explosion des Kriegsschiffes Liberté im Hafen von Toulon mit fast 300 Toten. Aballéa deutet solche Reaktionen als Emotionen der Anteilnahme, die auf einer allgemeinmenschlichen Ebene angesiedelt waren, während die feindseligen Emotionen auf einer anderen Ebene lagen.

Der dritte Abschnitt handelt von der »grenzüberschreitenden Solidarität« nach dem Zweiten Weltkrieg. Die Beiträge behandeln den Sozialstaat in seiner spezifischen Ausgestaltung – in der Bundesrepublik Deutschland mit der Parität von Arbeitnehmern und Arbeitgebern als Sozialpartner, in Frankreich mit einer höheren Belastung für die Arbeitgeber. Isabelle Rabault-Mazières beschäftigt sich mit der Solidaritätssteuer in Frankreich 1945, Michael Hau gibt einen vergleichenden Überblick über die Finanzierung der Sozialsysteme in beiden Ländern mit einem Ausblick bis in die 1990er-Jahre. Michel-Pierre Chélini nimmt die DDR hinsichtlich ihrer Sozialausgaben in der Boomphase der Nachkriegszeit in den Blick. Sylvain Schirmann untersucht grenzüberschreitende, interregionale Gewerkschaftsräte: Der erste war 1976 für die Grenzregion Saarland, Lothringen und Luxemburg gegründet worden, andere Regionen folgten dem Beispiel. Ihr Ziel war es zunächst, den Rückgang der Schwerindustrie als regionale Entwicklung konstruktiv zu begleiten, damit wurden sie zu noch wenig erforschten Pionieren der Zusammenarbeit in Grenzregionen.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Der vierte Abschnitt betrachtet »l'Europe sociale« und beginnt mit Hartmut Kaelbles Beitrag über die europäische Sozialpolitik. Negativ wird vermerkt, dass die Sozialversicherungen national organisiert blieben, positiv, dass die Europäische Gemeinschaft seit den 1960er-Jahren mit der Forderung nach gleicher Bezahlung für Männer und Frauen und dem sozialen Dialog einen progressiven Einfluss auf die Entwicklung in den Mitgliedsstaaten hatte. Frederike Schotters lotet anhand der Beziehung von Helmut Kohl und François Mitterand in den 1980er-Jahren das Verhältnis von Solidarität und Vertrauen aus. Dabei deutet sie Ereignisse wie die Unterstützung Kohls 1983 bei der Wechselkursstabilisierung, das Treffen in Verdun und die Wiedervereinigungsdebatte unter der Leitfrage, ob das gegenseitige Vertrauen erschüttert wurde.

Bent Boel widmet sich der französischen Diplomatie und ihrer Unterstützung für Dissidenten in osteuropäischen Ländern in den 1970er-Jahren. Während Giscard d'Estaing noch öffentlich die Nichteinmischung in innere Angelegenheiten anderer Länder betonte und Hilfe diskret organisiert wurde, trat Mitterand offensiver auf. So erwähnte er 1984 bei einem Toast im Kreml den Namen von Andrej Sacharow und traf 1988 tschechoslowakische Dissidenten in Prag. Alexandre Bibert fragt nach der Unterstützung der polnischen Gewerkschaft Solidarność ab 1980, ein zentrales Anliegen der französischen Gewerkschaften CGT, FO und CFDT wie auch des Deutschen Gewerkschaftsbunds (DGB). Während der DGB sich auch an außenpolitischen Rücksichtnahmen etwa mit Blick auf die deutsche Ostpolitik orientierte, sah die CFDT in Solidarność primär ein Vorbild für gewerkschaftliche Arbeit. Im letzten Abschnitt befassen sich zwei Beiträge mit Praktiken der Solidarität bei der Migration. Anton Tarradellas betrachtet die zunehmende öffentliche Thematisierung der Flüchtlinge aus dem Algerienkrieg und die dadurch inspirierte Solidarität von Zivilgesellschaft und militanten Gruppen. Christine Aquatias fragt nach dem Umgang des DGB mit der Migration in den 1980er und 1990er Jahren, der für Schutz und Grundrechte eintrat und eine gesteuerte Zuwanderung anstrebte, um die Auswirkungen auf den Arbeitsmarkt zu kontrollieren.

Der Band argumentiert mit einem weiten Solidaritätsbegriff, unter dessen Dach vieles Platz hat. Schulz schlägt eine überzeugende Typologie vor, aber nicht alle Beiträge greifen diese Diskussion auf. Es handelt sich um differenzierte Studien und Überblicke, bei denen aber – so beim Verhältnis von Kohl und Mitterand oder dem Aufbau von Sozialversicherungen – offen bleibt, ob Solidarität als analytische Kategorie allein reicht oder ob nicht auch weitere Faktoren zur Erklärung herangezogen werden müssten. Es bleibt der positive Eindruck eines anregenden Bandes, in dem Solidarität weit ausgeleuchtet wird.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Werner Schönfeld, Les aumôniers allemands pendant la Grande Guerre, Paris (L'Harmattan) 2025, 268 p. (Historiques. Série Travaux), ISBN 978-2-336-49573-6, EUR 28,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Jobst Reller, Hermannsburg

Bei dem vorliegenden Werk *Die deutschen Feldgeistlichen während des Ersten Weltkriegs* handelt es sich um eine von Xavier Boniface betreute Dissertation an der Universität der Picardie Jules Verne in Amiens in Zusammenarbeit mit dem Historial de la Grande Guerre, einem internationalen Forschungszentrum zur Geschichte des Ersten Weltkriegs in Péronne. Die durch den Ersten Weltkrieg besonders in Mitleidenschaft gezogene Landschaft der Picardie an der Somme ist ein idealer Ausgangspunkt für eine Auseinandersetzung mit der Geschichte der Militärseelsorge dieser Zeit. Xavier Boniface selbst hatte 1997 an der Universität von Dünkirk *L'aumônerie militaire française (1914–1962)* untersucht, 2001 als Band 17 der Reihe *Histoire religieuse de la France* in Paris erschienen.

Der Arbeit sind das Vorwort des Doktorvaters Xavier Boniface (9–12, französisch und deutsch) und »Bemerkungen« des in der deutsch-französischen Brigade in Mülheim aktiven Militärseelsorgers Laurent-Marie Pocquet du Haut Jussé (13–16, französisch und deutsch) sowie eine Zusammenfassung (17–22, englisch, französisch, deutsch) vorangestellt.

Kapitel I widmet sich der Entwicklung der preußischen Militärseelsorge im 19. Jahrhundert (29–60), Kapitel II dem Rahmen und den Akteuren der protestantischen, katholischen und jüdischen Militärseelsorge von 1914 bis 1918 (61–196), Kapitel III der Rolle der Militärseelsorger an der Front (197–224). Darauf folgt ein kurzes Schlusskapitel (225–230). Ein Register der Personen, Orte und Sachen fehlt leider.

In einem Anhang findet sich die Edition von vier Quellen (253–262)¹: der Bericht des protestantischen Militärseelsorgers der bayerischen Division Wolffhardt über seine Tätigkeit während des Feldzugs 1914–1918, der Auszug eines Berichts des Garnisonspfarrers in Bukarest aus dem September/Okttober 1917, ein Wortprotokoll der Konferenz der evangelischen Militargeistlichen in Saint Quentin (Picardie) am 5. August 1915 und der Bericht über die zweite Tagung der katholischen Feldgeistlichen der VII. Armee in Laon am 10. April 1916.

¹ Die Quellen sind als Fotos als digitaler Anhang zur Dissertationsschrift des Autors verfügbar im HAL-Repositorium: <https://hal.science/hal-04605771v1>.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Einleitend stellt der Autor fest, dass die Militärseelsorge Soldaten in besonderer Weise unterstützt habe, mit Blick auf individuelle Sorgen wie auch kollektiv mit Blick auf die Moral der Truppe, Durchhaltevermögen und ein religiöses Deutungsangebot für den „Heldentod“ (23–24). Sowohl protestantische und katholische also auch jüdische Militärseelsorger hätten ihre Loyalität dem Reich gegenüber unter Beweis stellen wollen – die katholischen auch entgegen den päpstlichen Friedensappellen. Die Militärrabbiner hätten zudem gehofft, durch Patriotismus den Antisemitismus zu überwinden (24).

Fünf Fragenkomplexe leiten die Untersuchung Schönfelds:
»Inwieweit war die Militärseelsorge den Einflüssen von Religion, Kirchenpolitik, Nationalismus, Heldentum und Kriegsbegeisterung ausgesetzt? Hat die Militärseelsorge dazu beigetragen, den Durchhaltewillen der Soldaten zu fördern oder gar zu wecken? Welche Rolle spielte die Militärseelsorge bei der Niederlage der deutschen Armee? Was wäre geschehen, wenn es in Deutschland während des Ersten Weltkriegs keine Militärseelsorge gegeben hätte? Haben die Erfahrungen der Militärseelsorge während des Ersten Weltkriegs die Organisation der Militärseelsorge während des Zweiten Weltkriegs beeinflusst?« (28).

Der deutsche Kaiser Wilhelm II. habe den Militärseelsorgern einen klaren Erziehungsauftrag im Kampf gegen die Sozialdemokratie als inneren Feind (50–51) und gegen den äußeren Feind gegeben. Der frühere Militärseelsorger und Hofprediger Adolf Stöcker sah die Aufgabe der Militärseelsorge im Kriegsfall darin, bei den Soldaten die freudige Bereitschaft zum „Heldentod“ im Kampf zu stärken. Der religiöse Geist bürge für Liebe zum Vaterland, Treue, Gehorsam im Dienst und Lebensfreude (39). Im Lauf des Krieges ließ diese Art des religiösen Elans jedoch nach (41, Feldoberpfarrer Middendorf 1916) und angesichts des Erstarkens der Sozialdemokratie ging man früh von einem Scheitern aller Indoktrinationsversuche aus (57). Auch in der katholischen Kirche äußerten sich Bischöfe klar patriotisch, so etwa die Erzbischöfe Nörber in Freiburg und von Hartmann in Köln (91). Göttlicher Providenz entspringende Kriege seien Gelegenheit zur geistlichen Erneuerung. So erhofften sich katholische Militärggeistliche etwa 1916 einen erhöhten Einfluss auf die politische Kultur Deutschlands (261).

Die etwa dreißig Militärrabbiner erhielten erst ab 1915 eine monatliche Entlohnung »um der Gleichbehandlung willen« (138). Unter den ersten ehrenamtlichen Feldrabbinern waren Leo Baerwald, Leo Baeck, Georg Wilde, Emil Levy, Arthur Levy, Georg Salzberger und Bruno Levy (139). Baerwald umschrieb sein Selbstverständnis als Militärrabbiner prägnant: »Darüber hinaus ist es meine Aufgabe, unseren Brüdern ein Stück Vaterland anzubieten, die Partei des Vaterlands, auf das sich all ihre Liebe und ihr Begehren richtet, das Leben, die Religion und die Familie« (141). Dem antisemitischen Vorurteil vom »laschen, sich entziehenden« und somit ungeeigneten Soldaten wollte die große Mehrheit der 100 000 Juden in der deutschen Armee das Bild



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

des mutigen und männlichen Kämpfers entgegensetzen (143). Doch nach dem Zeugnis des Soldaten F. Mayer aus dem Juni 1916 wich angesichts von Tod und Sterben aller Idealismus einem schrecklichen Realismus (143, Brief aus Munsterlager). In der habsburgischen Armee konnten Juden auch die Offizierslaufbahn einschlagen und erfuhren einen unsystematischen Antisemitismus. Der Vorstellung des frommen Juden in der habsburgischen Armee stand das Ideal des assimilierten Juden in der preußischen Armee gegenüber (144; hier folgt eine Darlegung des deutschen Antisemitismus nach 1870/71). Alle Bemühungen konnten nicht verhindern, dass in der zweiten Hälfte des Krieges der Antisemitismus im deutschen Heer weiter zunahm (151).

Leider findet sich eine Fülle von ärgerlichen handwerklichen Fehlern. Im hochinteressanten Literaturverzeichnis begegnen manche Einträge doppelt, viele im Text zitierten Titel tauchen hingegen nicht auf, so die für den Pietismus grundlegende Studie von Benjamin Marschke *Absolutely Pietist. Patronage, Factionalism, and State-Building in the Early Eighteenth-Century Prussian Army Chaplaincy* (Tübingen 2005, erwähnt auf Seite 33). Weitere Beispiele ließen sich anfügen. Auf einer Doppelseite wechselt mehrfach die Terminologie für Militärseelsorger: »les aumôniers de campagne« (»die Diakone des Feldzugs«, 32), »les prédicateurs de campagne« (»die Feld[zugs]prediger«, 32), »les prédicateurs de terrain« (»die Feldprediger«, 33). Ein Abschnitt zur Klärung der Terminologie im französischen und deutschen Sprachraum fehlt, wäre aber nützlich gewesen. Im Deutschen gab es im 16. Jahrhundert zunächst den »Feldpriester« oder »Feldkaplan«, dann reformatorisch den »Feldprediger«, während sich im Französischen und Niederländischen die sicher von einer diakonischen Aufgabe her stammende Berufsbezeichnung »aumônier« (»Almosenverwalter«) durchsetzte. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts hatte sich in Preußen im Rahmen der Militärkirchenordnung längst die Terminologie »Militärpfarrer« etabliert.

Alles in allem bietet das Werk jedoch in seiner Gesamtthese, aber auch in vielen Details eine Schatzgrube an Einsichten zur Geschichte der deutschen Militärseelsorge im Ersten Weltkrieg, gerade auch in seinem konfessionsübergreifenden, Protestanten, Katholiken und Juden umfassenden Ansatz.

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2026.2.116039](https://doi.org/10.11588/frrec.2026.2.116039)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Gilles Vergnon, Changer la vie?. Le temps du socialisme en Europe de 1875 à nos jours, Paris (Gallimard) 2024, 592 p. (Collection folio histoire, 344), ISBN 978-2-07-301669-0, EUR 11,70.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Jens Späth, Passau

Synthesen zur Geschichte des Sozialismus in Europa und der europäischen Arbeiterbewegung sind rar geworden. Der letzte große Wurf in französischer Sprache von Jacques Droz stammt aus dem Jahr 1972, neuere Studien aus den 1990er-Jahren, dazu Donald Sassoons und Geoff Eleys Bücher über die Geschichte der westeuropäischen Linken im späten 19. und im 20. Jahrhundert ebenfalls aus den 1990ern beziehungsweise vom Anfang der 2000er-Jahre. Dagegen differenziert sich die Forschung zur Geschichte globaler Arbeitswelten immer weiter aus. Angesichts des Global Turn und des ständigen Hinterfragens eurozentrischer Perspektiven bedarf es eines gewissen Mutes, eine auf Europa fokussierte Darstellung zur inzwischen reichlich über 150-jährigen Geschichte sozialistischer Bewegungen zu schreiben – zumal als einzelner Autor. Dabei betont Gilles Vergnon, der Sozialismus sei ein eminent europäisches Phänomen und habe sich, anders als der von Anfang an global agierende Kommunismus, in die DNA Europas auf eine Weise eingeschrieben, wie man sie auf keinem anderen Kontinent finde. Der Autor, der sich als Dozent an Sciences Po Lyon und Forscher am Laboratoire de recherche historique Rhône-Alpes (LARHRA) über viele Jahrzehnte mit zahlreichen Facetten dieser Bewegungen befasst hat und nun im wohlverdienten Ruhestand lebt, legt mit dem zu besprechenden Werk eine souveräne, kompakte und überaus lesbare Überblicksdarstellung des Themas mit vielen nützlichen Tabellen und biografischen Informationen vor.

Seine chronologisch aufgebaute Erzählung folgt erfrischenderweise einmal nicht der kanonischen französischen Dreiteilung, sondern bündelt in vier Teilen und 15 Kapiteln die Entwicklung des europäischen Sozialismus in all seinen Erfolgen und Niederlagen seit der Gründung der Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands (SAP) im Jahr 1875 in Gotha. Im ersten Teil zeichnet er die Gründungen der nationalen sozialistischen Parteien und der Sozialistischen Internationalen, die Debatten um die Kernbegriffe Demokratie, Revolution und Nation sowie die koloniale und imperiale Frage, die politischen Kulturen und schließlich die Phase vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs nach. Dabei geht er stets auf nationale Unterschiede ein, wie etwa auf die Zukunftszentriertheit und die nahezu vollkommene Abwesenheit des Marxismus in Frankreich, und beschreibt eindrücklich das Unvermögen der Sozialisten aller europäischen Staaten, einen großen Krieg zu vermeiden, zum einen aufgrund fehlender Regierungsmacht und zum anderen, weil am Ende vaterländische Gefühle sich als stärker als die revolutionäre Gesinnung erwiesen.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Im zweiten Teil seines Buches beschreibt Vergnon das Zeitalter der Extreme vom Ausbruch des Ersten bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs. Am Anfang steht für ihn das »große Schisma«, also die Trennung der Arbeiterbewegung in Sozialisten und Kommunisten im Krisenjahr 1917, als die nationalen politischen Burgfrieden endeten und die Gretchenfrage aufkam, welche Haltung Sozialisten künftig zum Kommunismus einnehmen sollten. Das Spektrum reichte dabei von Zustimmung über diverse linkssozialistische Kompromissformen bis hin zu doktrinärer Ablehnung. Während Kommunisten außer in Deutschland vor 1933 und in Skandinavien 1945/46 nicht in nationalen Parlamenten vertreten waren, entdeckten sozialistische Parteien und eine ganze Generation von Politikern ab 1918 durch vielfache Regierungsbeteiligungen die »Maschinenräume« der Macht. Indem sie nun selbst staatliche Strukturen, häufig in aus den Ruinen früherer Imperien entstandenen Republiken wie Deutschland, Österreich, der Tschechoslowakei und Spanien mitgestalteten, läuteten sie eine dritte Phase der sozialistischen Geschichte ein, die nicht mehr revolutionär, sondern auf die Verteidigung der neuen demokratischen Republiken fokussiert war.

Diese Verteidigungshaltung reagierte vor allem auf die aufkommenden faschistischen Bewegungen, die zuerst in Italien, dann in Deutschland an die Macht gelangten. Ihnen gegenüber stellte sich die Frage einer Zusammenarbeit mit den Kommunisten erneut, mündete jedoch in unterschiedliche Positionen der sozialistischen Parteien, zwischen den Polen einer strikten Ablehnung bei der deutschen Sozialdemokratie und der Volksfrontregierung in Frankreich. Die Bandbreite der Bemühungen, die Faschismen in den 1920er- und vor allem 1930er-Jahren zu verstehen und entsprechende antifaschistische Strategien zu entwickeln, spiegelt sich in den heftigen Debatten und Kämpfen wider, die mal zu konservativen (für Demokratie und nationale Unabhängigkeit), mal zu revolutionären Antifaschismen (gegen Kapitalismus und Faschismus) und letztlich zum erneuten Zerbrechen der Sozialistischen Internationale über die Frage von Krieg und Frieden führten.

Trotz der erneuten Ohnmacht europäischer Sozialisten bei Ausbruch des Zweiten Weltkriegs sollte sich spätestens 1943 ein neues Momentum ergeben, befördert von Programmen für die Nachkriegszeit und der Beteiligung an Übergangsregierungen und geprägt von einem »Sozialismus außerhalb der Mauern [im Exil] von London bis Stockholm« und einem »Sozialismus an der Macht von Kopenhagen bis London«. Vergnon betont, dass die territoriale Zerstreuung im Exil, im Widerstand oder in der inneren Emigration erheblich zur Homogenisierung hinter der Idee einer repräsentativen sozialen Demokratie beigetragen habe.

Die Jahre zwischen 1945 und 1980 markierten in den Worten Vergnons das »goldene Zeitalter«, die »trente glorieuses« und das »sozialistische Moment in Westeuropa«; sie stehen im Mittelpunkt des dritten Teils. In der unmittelbaren Nachkriegszeit schien der Sozialismus überall in Europa der »Herr der Stunde« zu sein,



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

wie Léon Blum allzu euphorisch formulierte. Doch der mit dem Labour-Wahlsieg im Juli 1945 begonnene radikale Moment dauerte nur etwa zwei Jahre; in Mittel- und Osteuropa verschwand der demokratische Sozialismus bald, während er in den Diktaturen auf der iberischen Halbinsel und in Griechenland erst gar keine Chance hatte und auch in Irland und der Schweiz nur schwach ausgeprägt war. Dennoch waren Sozialisten unmittelbar bei Kriegsende nahezu an allen europäischen Regierungen und dadurch am Aufbau sozialstaatlicher Verfassungen beteiligt.

Ihren Höhepunkt erreichte die europäische Sozialdemokratie in den 1960er- und 1970er-Jahren, als neben Österreich, Schweden, Großbritannien und der Bundesrepublik viele europäische Staaten sozialdemokratisch regiert wurden und den Aufbau des Vorsorgestaats vorantrieben. »Genosse Trend« hielt bis um 1980, dann scheiterten die Sozialdemokraten in ihren alten Hochburgen, während sie nun Erfolge in Frankreich sowie in den jungen Demokratien Spanien, Griechenland, bedingt in Portugal und – mit Abstrichen – auch in Italien feierten. Diese asynchrone Entwicklung des Sozialismus in Europa traf auf ein globales liberales Moment. Die primär südeuropäischen Wahlerfolge waren auf eine personalisiertere Politik, auf einen weniger doktrinären Marxismus und auf schwache Parteistrukturen zurückzuführen, dank derer die sozialistischen Parteien dort als Kräfte der Transition und der Modernisierung erschienen. Während Vergnon die Haltung der Sozialisten zu Europa kritisch hinterfragt und konstatiert, dass die europäische Einigung in den ersten Nachkriegsjahrzehnten eher ein Elitenphänomen mit deutsch-französisch-Benelux-Kern war, zeigt er, wie die Sozialisten dann in den 1980er-Jahren bei den Erweiterungen der Europäischen Gemeinschaft in der ersten Reihe standen.

»Die Zeit der Zweifel« überschreibt der Autor seinen vierten und letzten Teil, der chronologisch mit dem Fall der Berliner Mauer einsetzt. Die europäischen Sozialisten hatten die Ereignisse nicht antizipiert, weswegen sie ihre Mental Map erst einmal neu ordnen mussten. Hinzu kam ein zunehmender Verlust der Wählerschaft infolge der einsetzenden Globalisierung und Deindustrialisierung sowie eine wachsende Skepsis gegenüber einer Erweiterung und Vertiefung der EG/EU. Erst mit den Wahlsiegen von Tony Blair, Gerhard Schröder und anderen Sozialdemokraten des neuen »dritten Weges« um die Jahrtausendwende zeigte sich in Europa eine Regierungskonvergenz zu »Mitte-Links« wie seit 1945 nicht mehr.

Was die Lagebestimmung der europäischen Sozialisten im 21. Jahrhundert betrifft, zeichnet der Autor ein differenziertes Bild. Mehr als 150 Jahre nach Gründung der SAP (später SPD) als europäischer Modellpartei sind die Sozialisten noch da. Euphorische Momente gibt es freilich eher wenige, auch wenn die Sozialisten die stärkste Kraft auf der politischen Linken bleiben. Auf die Herausforderungen der Globalisierung und die Rückkehr des Nationalen haben die Sozialisten (noch) keine guten Antworten gefunden. Während der inzwischen



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

langanhaltenden Identitätskrise zerbröseln das Arbeitermilieu immer mehr, vielen sind die Sozialisten nicht sozial genug und zu sozial-individualistisch. Zudem erscheinen sie machtlos gegenüber dem globalen Finanzkapitalismus. Kann es eine Linke ohne Sozialismus geben? Oder eine Erneuerung des europäischen Sozialismus durch radikale Positionswechsel wie in Dänemark in Sachen Immigration? Oder vielleicht eher durch eine programmatische Neugründung im Sinne der Sozialökologie?

Auf diese von ihm aufgeworfenen Fragen bietet zwar auch Vergnon keine Antworten, aber er revidiert am Ende Jacques Droz' pessimistische Einschätzung, wonach der europäische Sozialismus wegen der ausgebliebenen Revolution scheitern müsse. Vielmehr habe, so Vergnon, das Festhalten an der Demokratie und das Bestreben, die Wirtschaft möglichst zum Vorteil aller Menschen zu gestalten, also den Kapitalismus zu sozialisieren, das Leben der Menschen in Europa seit mehr als 150 Jahren zwar nicht vollkommen verändert, aber doch erheblich verbessert. Nicht jeder mag diese vorsichtig positive Bilanz teilen, doch alle, die Vergnons wohlthuend unaufgeregtes und meisterhaft verdichtetes Buch gelesen haben, sollten über mehr als genügend Material verfügen, um Debatten über Geschichte, Gegenwart und Zukunft des europäischen Sozialismus tief und differenziert zu führen.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Wiebke Wiede, Das arbeitslose Subjekt. Genealogie einer Sozialfigur in Großbritannien und der Bundesrepublik Deutschland nach dem Boom, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2023, 494 S., ISBN 978-3-525-36331-7, EUR 80,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Thomas Schlemmer, München

Am 6. Januar 1980 explodierte vor der Zentrale der Bundesanstalt für Arbeit in Nürnberg eine Bombe, die erheblichen Sachschaden verursachte. Zu dem Anschlag bekannte sich ein Aktiv der Revolutionären Zellen: Man habe angefangen, so hieß es in dem Bekennerschreiben, »den Spieß endlich umzudrehen« und das Übel der Arbeitslosigkeit an der kapitalistischen Wurzel zu packen. Was als revolutionäres Fanal gedacht war, verpuffte freilich in einer Atmosphäre, die von lähmender Lethargie und wachsender Akzeptanz eines Phänomens gekennzeichnet war, das es ein Jahrzehnt zuvor noch nicht gegeben hatte: die Massenarbeitslosigkeit. 1970 hatte bei weniger als 150 000 registrierten Arbeitslosen in der Bundesrepublik Deutschland noch Vollbeschäftigung geherrscht, die Strukturkrise nach dem Boom ließ diese Zahl bis 1980 sprunghaft auf rund 900 000 wachsen und 1989, in dem Jahr, in dem die Berliner Mauer fiel, erfasste die amtliche Statistik gut zwei Millionen Arbeitslose.

Für nicht wenige Politikerinnen und Politiker war in diesen Jahren die Massenarbeitslosigkeit das drängendste Problem der Wirtschafts- und Sozialpolitik – übrigens nicht nur in der Bundesrepublik, sondern in fast allen westlichen Industriestaaten diesseits und jenseits des Atlantiks, denen der Übergang von der industriellen zur postindustriellen Gesellschaft im Zeichen der beginnenden Globalisierung mehr oder weniger schwer zusetzte. Die Rückkehr der in Zeiten des »Wirtschaftswunders« überwunden geglaubten Arbeitslosigkeit, die sichtlich gekommen war, um zu bleiben, löste intensive politische und sozialwissenschaftliche Debatten aus. Die historische Forschung hat sich dieses Themas dagegen erst spät und dann auch nur zögerlich angenommen, obwohl seine gesellschaftsgeschichtliche Bedeutung auf der Hand liegt und eine historische Arbeitslosigkeitsforschung etwa für die Jahre der Weltwirtschaftskrise Ansatzpunkte geboten hätte, früher und intensiver auf das letzte Drittel des 20. Jahrhunderts zu blicken.

Historikerinnen und Historiker finden daher nach wie vor ein Feld vor, das durch institutionengeschichtliche Studien und Politikfeldanalysen nur in groben Zügen vermessen ist. Insbesondere fehlt es an Untersuchungen, die Alltag und Erfahrungswelten der Arbeitslosen oder die Arbeitsvermittlung als strukturell konflikthafte und zumindest partiell dysfunktionale bürokratische Praxis in den Blick nehmen. An diesem Punkt setzt Wiebke Wiede an, deren bemerkenswerte Studie 2022



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

an der Universität Trier als Habilitationsschrift angenommen worden ist. Die Autorin nimmt die Arbeitslosen als Subjekte ernst, die sie im Anschluss an Michel Foucault als ambivalente Sozialfigur versteht: auf der einen Seite als vulnerable Zielgruppe staatlich-bürokratischen Handelns, auf der anderen Seite als Individuen mit eigener Handlungsmacht. Diese *agency* deckte ein breites Spektrum praxeologischer Optionen ab – von resignativer Unterwerfung über aktive Anpassung an das neoliberale Ideal des Arbeitslosen als gleichsam unternehmerischer Vermarkter seiner selbst bis hin zur bewussten Verweigerung, die zwischen passivem Widerstand und rebellischer Gewalt oszillieren konnte. Diesen Ausweg aus einer scheinbar ausweglosen biografischen Sackgasse wählten in der Bundesrepublik freilich nur wenige Arbeitslose, wie Wiebke Wiede klar macht und dabei auf die konfliktrträgigeren sozialen Beziehungen in Großbritannien verweist, die ihr als Vergleichsfolie dienen. Der deutsch-britische Vergleich ist nicht nur deshalb fruchtbar, weil sich – um mit dem dänischen Soziologen Gøsta Esping-Andersen zu sprechen – das konservativ-kontinentale und das angelsächsisch-liberale Modell des Wohlfahrtsstaats miteinander in Beziehung setzen lassen, sondern auch, weil die Besonderheiten des Thatcherismus und die Beharrungskraft des Rheinischen Kapitalismus in der Ära Kohl deutlich hervortreten und historische Pfadabhängigkeiten erkennen lassen.

Die Autorin hat ihre Studie – jenseits einer konzisen Einleitung und einer prägnanten perspektivierenden Zusammenfassung – in fünf Hauptkapitel gegliedert, die spezifische politische Handlungsfelder, bürokratisch-juristische Kontaktzonen und Lebenssituationen des arbeitslosen Subjekts in den Mittelpunkt stellen. Kapitel II bietet unter der Überschrift »Konstitution eines Gegenstands« einen Überblick über wirtschaftspolitische Konzeptionen und die Produktion von Wissen über Arbeitslosigkeit vor allem in den Disziplinen Soziologie und Sozialpsychologie. Hervorzuheben ist hier das Teilkapitel zur Arbeitslosenstatistik, in dem Wiebke Wiede die Ambivalenz scheinbar objektiver Zahlen und ihre moralisch-politische Aufladung herausarbeitet.

Kapitel III führt die Leserinnen und Leser auf das »Amt« als zentrale Institution der Arbeitsvermittlung und der Verwaltung von Arbeitslosigkeit. Auf der Arbeitsverwaltung lastete großer Reformdruck angesichts der politischen Erwartungen und der Leistungsverdichtung infolge der immer höheren Zahl an Klientinnen und Klienten. Dabei zeigt die Autorin, dass wissenschaftliche Erkenntnisse und Beratungsalltag »auf dem Amt« einigermaßen weit auseinanderklafften, dass auch geschultes Personal von Vorurteilen gegenüber Klientinnen und Klienten nicht frei war, dass die konkreten Aushandlungsprozesse von Faktoren wie Status oder Bildungsressourcen des einzelnen Arbeitslosen abhingen, wobei migrantische Gruppen besonders schlechte Karten hatten, dass die Resignation auf beiden Seiten des Schreibtisches wuchs und dass Aggressivität bis hin zu gewaltsamen Übergriffen zunahm. Anhand von zeitgenössischen Interviews und Erfahrungsberichten schildert die Autorin eindrucksvoll den »Krieg im Arbeitsamt« (152), den ein betroffener



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Mitarbeiter beklagte. In diesen Abschnitten kommt Wiebke Wiede ihren Subjekten besonders nahe, wenn sie etwa die durch die »Massenabfertigung« (146) verursachten »chaotischen Zustände auf den Ämtern vor Ort« (151) oder das zunehmend technisierte Ritual des Wartens als hierarchisierendes Element bürokratischer Herrschaft beschreibt.

Kapitel IV führt in die juristische Arena, die gerade in der Bundesrepublik im Dschungel des Arbeits- und Sozialrechts von besonderer Bedeutung ist. Arbeitslose konnten sich auf dem Rechtsweg zwar gegen Verwaltungsentscheidungen zur Wehr setzen oder gar gegen Behördenwillkür klagen, aber sie mussten auch dazu in der Lage sein, den Rechtsweg zu beschreiten. Daher kam Initiativen zu Rechtsberatung und Rechtsbeihilfe eine besonders wichtige Rolle zu, wie die Autorin betont. Kapitel V ist Devianz und Protest gewidmet, adressiert popkulturelle Aspekte der Arbeitslosigkeit, thematisiert das unterschiedliche Protestverhalten in der Bundesrepublik und Großbritannien, wo soziale Konflikte traditionell auf unterschiedliche Weise ausgetragen wurden, und richtet den Fokus auf Selbsthilfegruppen und Arbeitsloseninitiativen, die sich – einmal institutionalisiert und etatisiert – zunehmend um sich selbst drehen, ohne größere gesellschaftliche Wirkung zu entfalten.

In Kapitel VI schließlich wendet sich die Autorin dem Thema soziale Mobilität zu, die insbesondere für die Arbeitslosen, die dauerhaft ohne Erwerbsarbeit blieben oder wiederholt ihren Arbeitsplatz verloren, nur eine Richtung kannte: abwärts. Wiebke Wiede skizziert Prozesse der Entwertung, der Erschöpfung und der Verarmung von Arbeitslosen trotz der Sicherungen des Wohlfahrtsstaats, der im Gegenteil immer mehr Druck aufbaute und Hürden erhöhte. Dabei nimmt die Autorin insbesondere gering qualifizierte Männer und Frauen sowie migrantische Gruppen in den Blick.

Wiebke Wiede ist eine überzeugende Studie gelungen, die sich durch pointierte, an sozialwissenschaftlichen Begriffen orientierte Analysen ebenso auszeichnet wie durch eindrückliche Nahaufnahmen. Hervorzuheben ist auch ihr Blick für Ambivalenzen und Divergenzen, die das arbeitslose als überaus vielschichtiges Subjekt erscheinen lassen. Entsprechend differenziert sind ihre Befunde und Urteile. Da fällt es nicht groß ins Gewicht, dass die Darstellung bisweilen etwas langfädig gerät und sprachlich da und dort sperrig erscheint. Wiebke Wiede hat einen Meilenstein der Arbeitslosenforschung gesetzt, der hoffentlich zum Ausgangspunkt für weitere Forschungen gerät. Schließlich kann keine Rede davon sein, dass Massenarbeitslosigkeit bloß überwundene Geschichte ist.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)